

NICOLÒ MACHIAVELLI

Der Fürst

(Il Principe)

Übersetzung Friedrich v. Oppeln—Bronikowski

Ohne Verständnis für die eigentümliche Stellung und Persönlichkeit des Verfassers, ohne Rücksichtnahme auf die besonderen Verhältnisse, welchen diese Schrift erwachsen, ja vielfach ohne eine auch nur irgendwie befriedigende Kenntnis dieser letzteren selbst urteilte man, daß in ihr alles unselige und verabscheuungswerte, was ein heuchlerischer, despotischer Sinn, was Frivolität und gleißnerischer Verrat zu irgend einer Zeit ersonnen, in klarer und nüchterner theoretischer Darstellung vereinigt, ja weitaus überholt sei.

Theodor Bernhardt

Wer glaubt, Machiavelli sage, Politik könne man nur mit Gift und Dolch, Lüge und Verbrechen machen, hat ihn gründlich missverstanden. Wo es ohne diese Dinge geht, darf man diese Mittel gar nicht anwenden, nicht aus moralischen Gründen, sondern weil es unpolitisch wäre, es zu tun. Wo aber, gewissermaßen von der Technik des Machtkampfes her, in einer bestimmten Lage Gift und Dolch, Lüge und Verbrechen nicht entbehrt werden können, um den Gegner zu überwinden, wenn es wirklich um Sein oder Nichtsein geht, dann ist einer als Staatsmann nur dann richtig am Platze, wenn er es über sich bringt, sich dieser Mittel zu bedienen, sei es als nihilistischer Zyniker, sei es als einer, der dem Staat »das Königsopfer seiner Seele« bringt. Das ist der Sinn des Wortes von Machiavelli, dass ein Staatsmann auch böse handeln können müsse.

Carlo Schmid

Eugen Diederichs ● Jena 1912

Leipzig ● August 2018



IL PRINCIPE
DI NICOLO MACHIAVELLI
AL MAGNIFICO LORENZO
DI PIERO DE MEDICI.

LA VITA
DI CASTRUCCIO CASTRACANI
DA LVCCA.

IL MODO CHE TENNE
IL DVCA VALENTINO
PER AMMAZZARE VITELLOZZO VITELLI,
OLIVEROTTO DA FERMO, IL SIGNOR PAGOLO,
ET IL DVCA DI GRAVINA.

I RITRATTI
DELLE COSE DELLA FRANCIA
ET DELL' ALAMAGNA.



M. D. L.



Standbild Machiavellis bei den Uffizien in Florenz



NICCOLO
MACHIAVELLI

Der
**FÜRSTEN
SPIEGEL**

*Aus dem Italienischen
von Friedrich v. Oppeln-
Bronikowski*

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS JENA 1912



Fußnoten mit der Sigle [NM] stammen von Machiavelli selbst oder seinem Übersetzer Oppeln—Bronikowski.

Nicht erläuterte Begriffe, sofern sie für diesen Leserkreis erklärungsbedürftig sind, befinden sich im Dictionnaire [Sachen](#); dazu gibt es noch das Dictionnaire [Personen](#).

Texte in [...] sind vom Herausgeber der Ausgabe 2018

Seite 39 zeigt eine Karte der italienischen Staaten im 15. Jahrhundert.

Die **Päpste** in Machiavellis Lebenszeit :

Sixtus IV.	1471
Innozenz III.	1484
Alexander VI.	1492
Julius II.	1503
Leo X.	1513
Hadrian VI.	1522
Clemens VII.	1523

Die Rechtschreibung wurde behutsam der heutigen, genauer der »alten« angeglichen. (Also beispielsweise nicht dieses Idiotenschreib nämlich: die Fürsten und nicht »die Fürst*innen« oder »die FürstInnen« oder »die Fürsten und Fürstinnen« oder »die Fürsten und Innen« usw.)

Machiavellis wichtigste Werke:

- »Il Principe« (Der **Fürst**) von 1513, das erstmals 1532 posthum erschienen
- »Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio« (Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des **Titus Livius**), 1513 bis 1517 geschrieben, 1532 veröffentlicht
- »Istorie fiorentine« (Geschichte von **Florenz**) 1521
- »Dell' Arte della guerra« (Von der **Kriegskunst**) 1521.

Inhalt

Einführungen.	8
Einleitung_1 des Herausgebers 1912	
Geschichtliche Übersicht über Machiavellis Zeitalter	
Ein Essay Theodor Bernhardts 1864	
Zueignung Machiavellis	
Der Fürst (Il Principe).	60
1. Kapitel	
5. Kapitel	
10. Kapitel	
15. Kapitel	
20. Kapitel	
25. Kapitel	
Stichwortverzeichnis	118

Einführungen

Einleitung_1 des Herausgebers 1912

Von Niccolò Machiavellis zahlreichen Schriften — dem Traktat über die Kriegskunst, den Diskursen über Titus Livius, der Florentinischen Geschichte, der Komödie »Mandragola« u. a. m. — hat nur eine einzige seinen Namen verewigt: die kleine Schrift vom Fürsten, die er 1513/14 in erzwungener Muße schrieb, die ihm selbst keineswegs so wichtig schien, wie sie es geworden ist, und die erst neunzehn Jahre später, nach seinem Tode, gedruckt wurde. Während seine übrigen historischen und politischen Schriften der gelehrten Forschung anheimfielen und die gepfefferte Komödie »Mandragola«, die nur hin und wieder noch zu künstlichem Scheinleben galvanisiert¹ wird, in der Literaturgeschichte eine gewisse Rolle spielt, wurde der *Principe* bis in die neuste Zeit immer wieder aufgelegt, in alle Kultursprachen übersetzt, immer wieder kommentiert, leidenschaftlich angefochten und verteidigt und schließlich mit historischer Unparteilichkeit gewürdigt. Zahllosen Staatsmännern und Fürsten hat er als Handbuch der Politik gedient; er ist zur Grundlage und zum Typus einer ganzen Schule des Staatsrechts, des *Machiavellismus* geworden, und heute steht er als klassischer Ausdruck des Geistes der italienischen Renaissance da.

Aus den Verhältnissen, den Nöten und Wünschen seiner Zeit erwachsen, will dieser »Fürstenspiegel« auch aus ihnen heraus verstanden sein. Die wichtigsten Lebensumstände des florentinischen Staatsmannes, der ihn schrieb, faßt die geschichtliche Übersicht am Schlusse dieses Bandes [»Geschichtliche [Übersicht](#) über Machiavellis Zeitalter«] kurz zusammen. Er wurde 1469 als Sohn eines geachteten Juristen in Florenz geboren, unter dem aufsteigenden Gestirn Lorenzos von Medici, der den Freistaat, wie einst Perikles den Staat der Athener, unter Wahrung republikanischer Formen regierte, nur durch seine geistige Überlegenheit, seine ungeheuren Reichtümer und den fürstlichen Glanz der Künste, ja der die Schicksale ganz Italiens durch seine weise Politik lenkte und dessen feindliche Kräfte im Gleichgewicht hielt, bis sein vorzeitiger Tod die ganze politische Lage veränderte und gewissenlose, ehrsüchtige Fürsten das Land in die Hände fremder Eroberer spielten. Machiavelli war der Zeitgenosse der größten Künstler Italiens, Lionardos und Michelangelos, Raffaels und Tizians; der Zeitgenosse der gewaltigsten Umwälzungen, welche das alte Weltgebäude von Grund aus veränderten, der Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Ostindien, der ersten Weltumseglung; der Zeitgenosse der Reformation und der Heraufkunft des spanischen Weltreiches, der gewaltigen Renaissancepäpste, die der Kirche eine neue Machtstellung schufen, und des furchtbarsten Gewaltmenschen, der je gelebt hat, des Cäsar Borgia, dem nur die Übermacht und der weite Spielraum eines Alexander, Cäsar oder Napoleon I. fehlten, um die ganze Welt in Fesseln zu schlagen. Er war der Zeitgenosse der größten Umwälzung, die Italien seit den Tagen der Völkerwanderung und bis zum Risorgimento erlebt hat, des Untergangs der italienischen Freistaaten des Mittelalters, der Heraufkunft absolu-

1 galvanisieren - hier: mit elektrischem Strom zu (künstlichem) Leben gebracht; damals (1912) war das berühmte Froschschenkelexperiment noch allgegenwärtig.

mächte warfen begehrlische Blicke auf das blühende, hoch kultivierte Land, und zwischen diesen drei Feinden standen vier große italienische Staaten (Mailand, Venedig, Florenz, Neapel) und eine Unzahl kleiner Fürstentümer und Freistaaten, allesamt von innerem Parteihader zerfleischt, von ewigen Stürmen erschüttert, von Mißtrauen, Neid und Haß gegeneinander erfüllt, zu jedem Rechtsbruch, jeder Gewalttat und List bereit, um sich zu behaupten und zu vergrößern. Sie bekriegten sich mit den gefährlichen Waffen fremder Condottieri ¹ und Mietstruppen, riefen fremde, beutegierige Fürsten ins Land und fielen diesen furchtbaren Geistern, die sie beschworen, selbst zum Opfer. In allen Lebensverhältnissen ging Macht und List vor Recht; starke, grausame Abenteurer rissen die Gewalt an sich; dem Wagemutigen schien nichts unmöglich. Alle Bande der Sitte, der Religion, der Ehre und des Vaterlandes waren zerrissen, Gift und Dolch wüteten ungestraft; die Fürsten gaben das Vorbild in Verbrechen und Meineid; die Päpste leisteten in Nepotismus, Ämter- und Ablasschacher bisher Unerhörtes, ja der Stuhl Petri selbst ward feil. In dieser allgemeinen Anarchie und Entsittlichung blieb allein das auf sich gestellte Individuum übrig, das sich selbst zum Maß aller Dinge machte und nur eine Tugend, die *virtù* kannte, die nichts anderes war als skrupellose Energie, als der Wille und das Vermögen zur Macht. Was zur Macht führte, war gut.

Aus diesen Verhältnissen heraus hat Machiavelli sein Idealbild vom Fürsten geschaffen; man darf ihm also nicht zur Last legen, was dem ganzen Zeitalter das Gepräge gab. »Da man weiß,« sagt Fichte, »daß politische Machtfragen nie, am wenigsten in einem verderbten Volke, mit den Mitteln der Moral zu lösen sind, so ist es unverständlich, das Buch vom Fürsten zu verschreiben. Machiavelli hatte einen Herrscher zu schildern, keinen Klosterbruder.« Und Jakob Burckhardt, der berühmte Historiker der Renaissance, bemerkt von den Fürsten des 15. Jahrhunderts: »Ihre Persönlichkeit wird eine so durchgebildete, oft so hochbedeutende, für ihre Lage und Aufgabe so charakteristische, durch Kraft und Talent, die eigentliche *virtù*, die wohl auch mit *sceleratezza* vereinbar gedacht wird, bedingte, daß das sittliche Urteil schwer zu seinem Rechte kommt ²«. Machiavellis Vorbild war der dämonische Cäsar Borgia, der, auf die Autorität seines Vaters, des Papstes Alexander VI. gestützt, nach der Krone Italiens griff und dem der florentiner Staatssekretär damals persönlich näher trat. Als dann Borgia, dank dem plötzlichen Tod Alexanders unterging und das Haus Medici zwanzig Jahre lang den Papstthron innehatte und die Macht in Florenz an sich riß, als Leo X. seinem Neffen Lorenzo einen Staat in Norditalien zu schaffen suchte, hoffte Machiavelli, daß dieser die Pläne seines Vorgängers wieder aufnehmen, die Neuordnung Italiens unter einem Zepter und die Vertreibung der »Barbaren« verwirklichen würde. »Nur ein Medici konnte, wenn die Sache überhaupt möglich war, die die von Machiavelli gewollte große fürstliche Macht erwerben und Italien unabhängig machen ³«.

1 Condottieri - Söldnerführer, wie ihn die italienischen Stadtstaaten vom späten Mittelalter bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts beschäftigten.

2 Jakob Burckhardt, »Die Kultur der Renaissance in Italien«, 4. Aufl., Leipzig 1885, S. 16 f. [NM]

3 R. v. Mohl, »Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften«, 1855 — 58, Bd. III. [NM]

Zweimal hatte Machiavelli die Vertreibung der Medici aus Florenz, zweimal ihre Wiederkehr erlebt, als er sein Buch schrieb. Er hatte seine ganze Kraft in den Dienst der untergehenden Republik gestellt, ihr das erste Nationalheer zur wirksameren Verteidigung gegen äußere wie innere Feinde geschaffen; aber jene zweite Wiederkehr hatte ihn aus dem emsigsten politischen und patriotischen Schaffen herausgerissen, ihn seines Amtes beraubt und zu erzwungener Muße verurteilt. Ja er war fälschlich in einen Prozeß als Verschwörer gegen die Medici verwickelt, gefoltert, aber schließlich freigesprochen worden und mußte nun erkennen, daß seine Vaterstadt den Medici verfallen war, daß sie die Herrschaft, die Lorenzo durch Reichtum und Klugheit behauptet hatte und die sie nun auch formell beanspruchten, mit Gewalt und List über kurz oder lang sich erringen würden. Und so lernte er als kluger Realist im Alter von 44 Jahren völlig um, sagte seinem Freiheitstraume Valet und trat resolut zur Partei der Mächtigeren über, denen die Zukunft gehörte.

Man braucht hierin nicht notwendig einen Akt von »Machiavellismus« zu sehen. Solche Damaskuswege ¹ hat vor und nach ihm mancher Staatsmann beschritten. Als klarblickender Politiker erkannte er, daß seine Sache verloren war, und so trat er in seinem Betätigungsdrang und seiner Vaterlandsliebe zur Partei seiner alten Widersacher über. Ja seine politische Umkehr gab ihm erst die volle Weite des Horizontes und ein umfassenderes Vaterlandsgefühl, das damals erst in den Besten des Landes aufkeimte und das erst nach Jahrhunderten, in einer Schule namenloser Leiden, zur allgemeinen Triebfeder des italienischen Volkes und zur Grundlage des Risorgimento wurde. Hatte er als Florentiner Patriot noch über den Fall Genuas und die Niederlage Venedigs frohlockt und an der Wiederbezwingung des alten Freistaates Pisa, der das hundertjährige Joch seiner Florentiner Zwingherren abgeschüttelt hatte, entscheidend mitgearbeitet, so wurde sein Ziel jetzt ein größeres, allgemeines — ganz ähnlich wie Bismarck aus einem reaktionären Stockpreußen zum Führer der liberalen, alldeutschen Bewegung geworden ist. *Liberar Italia dai Barbari*, Petrarcas vor anderthalb Jahrhunderten geprägtes Wort, das im Mund und in den Taten der großen Renaissancepäpste neues Leben gewann, ward auch zu seiner Losung. Und nachdem er dies Ziel erkannt hatte, war ihm jedes Mittel zu seiner Erreichung recht, sofern er es nur als das richtige erkannt hatte. An dieses Ideal klammerte er sich und predigte es mit apostolischem Eifer. Er legte die Finger in die Wunden seiner Zeit, sprach den kläglichen Fürsten Italiens kühn ins Gewissen, suchte das unkriegerische, verweichlichte Volk aufzurütteln, mit einem patriotischen Pathos, das in seiner Zeit ungewöhnlich war, uns Heutige aber ganz modern anmutet. Und durch dieses hochsinnige Streben für die Größe und das Ansehen seines Volkes mögen wir auch seine Sünden als gebüßt betrachten.

So endete dieser anscheinend kalte Realist in glühender Begeisterung und in hochfliegenden Plänen, für die seine Zeit noch nicht reif war, und die

1 Damaskus – der Christenfeind Saulus hatte auf dem Wege nach Damaskus eine Idee (eine »Erleuchtung«), indem er dieses Christentum als eine Goldader erkannte. Nun wurde er dessen eifrigster Verfechter und nannte sich Paulus. Er, nicht Jesus von Nazareth, ist der Begründer des Christentums. s. Apg Kap. 9.

doch gerade diese Zeit unbegrenzter Möglichkeiten ihm als erfüllbar vorgaukeln mußte. Zu den Lehren der Geschichte und der Erfahrung tritt als drittes der Enthusiasmus. Die großen Gewaltherrscher seiner Zeit wie die gewaltigen Künstlerindividualitäten bestärkten ihn in seinem fast mystischen Glauben an die Macht der Persönlichkeit, der dem ganzen Zeitalter gemein[sam] war; sie ließen ihn das Idealbild eines Fürsten entwerfen, der, mit schier magischer Allmacht begabt, alle Widerstände besiegte, das Glück sich zu Willen zwang und seinem Jahrhundert neue Bahnen vorzeichnete. Doch an diesem unbegrenzten Glauben an die Macht der genialen Persönlichkeit sollte selbst ein Napoleon scheitern! Doppelt tragisch war er bei Machiavelli, weil seine klare politische Einsicht ihn auf das Haus Medici verwies, das in Leo X. seinen letzten bedeutenden Vertreter erzeugt hatte. Weder dessen älterer Bruder Giuliano, der 1516 starb und dem Machiavelli sein Buch zuerst zu widmen gedachte, noch dessen Neffe Lorenzo, dem er es gewidmet hat, war ein Mann, um so hochfliegende Pläne zu verwirklichen. Die Geschichte weiß von beiden nur Unrühmliches zu berichten, und die späteren Zeiten kennen diese Sprößlinge Lorenzos des Prächtigen nur aus den gewaltigen Grabanlagen Michelangelos, die gleichfalls die Tragödie des Unvollendeten umwebt — ein Symbol aller vereitelten, auf sie gesetzten Hoffnungen.

Aber selbst wenn die politische Konstellation einen andern befähigt hätte, nach der Traumkrone Italiens zu greifen, so wäre er doch ebenso gescheitert wie Borgia und so viele andre, welche die Woge des Glückes emporhob. Diese mörderische Zeit zerstörte selbst die aus ihr geborenen Mittel zur Abhilfe. C. F. Meyer, der mit tiefen Dichterblicken in die italienische Renaissance schaute, legt seinem todsiechen Pescara die gewaltigen Worte in den Mund, die als Urteilsspruch aller dieser ehrgeizigen Wünsche erscheinen: »Wo in Italien ist wohl, ich sage nicht Glauben und Gewissen, das für Euch veraltete Dinge sind, sondern nur Rechtssinn und Überzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham ist Euch geblieben. Nur die nackte Selbstsucht. Was vermögt Ihr Italiener? Verführung, Verrat und Meuchelmord. Worauf zählet Ihr? Auf die Gunst der Umstände, auf die Würfel des Zufalls, auf das Spiel der Politik. So gründet, so erneuert sich keine Nation. Da kann niemand helfen und retten, weder ein Mensch noch ein Gott ... Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der sittlichen Kräfte. Ungefähr wie sie jetzt in Germanien den Glauben erobern, mit den Flammen des Hasses und der Liebe.«

Nicht einmal sein persönliches Schicksal, das er am Schluß seiner Widmung an Lorenzo absichtlich (und mit gutem Rechte) beklagt, konnte Machiavelli durch diesen Frontwechsel verbessern. Lorenzo nahm von Werk und Widmung nicht einmal Notiz, und ein neues Tätigkeitsfeld eröffnete ihm sein Buch erst recht nicht. Er erlebte nur den Verdruß, daß der Vielschreiber Augustino Nifo eine der am päpstlichen Hofe zirkulierenden Abschriften dreist plagiierte, um 1523 in Neapel ein lateinisches Buch »*De regnandi peritia*« zu veröffentlichen, worin er Machiavellis Schrift durch pedantische Weitschweifigkeit verdarb und sie grausam verstümmelte.

Erst nach Lorenzos Tode (1519) nahm der Kardinal von Medici, der spätere Papst Clemens VII., sich Machiavellis an und bewog ihn zur Abfassung

seiner Geschichte von Florenz. Seine Rolle als Staatsmann hatte er jedoch ausgespielt, und erst nach der Thronbesteigung des Kardinals (1523) erhielt Machiavelli an seinem Lebensabend (1526) eine Anstellung im Staatsdienste, als Kanzler einer städtischen Verteidigungsbehörde, die beim Anzuge der Kaiserlichen geschaffen wurde. Doch just dieser Clemens VII. riß Italien, für dessen Befreiung Machiavelli arbeitete, durch seine schwache und tückische Greisenpolitik in die tiefste Erniedrigung, die in dem furchtbaren *Sacco di Roma*¹ durch die Kaiserlichen (1527) den Abgrund des Jammers erreichte. Nach diesem völligen Fiasko seines Gönners erlebte Machiavelli noch eine dritte Vertreibung der Medici aus Florenz und die letzte Proklamierung der Republik; er stellte sich abermals in deren Dienst, wiederum zum Zwecke der Stadtverteidigung, erfuhr aber als alter Parteigänger der Medici allerlei Anfeindungen, die vielleicht seinen im selben Jahre erfolgten Tod noch beschleunigt haben.

Noch unter Clemens VII. erschien, als Alexander Medici zum erblichen Herzog in Florenz eingesetzt war, Machiavellis »Fürstenspiegel« unter päpstlicher Sanktion im Druck zu Rom (1532) bei Antonio Blade und erlebte alsbald eine Fülle von Auflagen (Florenz, Giunta, 1532, 1540; Venedig 1537, 1539, 1540, 1546, 1550, 1554), denen sich eine Gesamtausgabe seiner Schriften, die sog. *Testina*, i. J. 1550 anschloß. Aber schon 1557 veröffentlichte dieselbe Offizin, die die Erstausgabe gedruckt hatte, den *Index librorum prohibitorum*, in dem als eines der ersten Werke der »Fürstenspiegel« verfehmt und verboten wurde ...

Hatten schon die Zeitgenossen gegen Machiavellis politische Lehre polemisiert, so folgte nun, auf Grund dieses Verbots, eine ganze Flut von Angriffen, Widerlegungen und Verteidigungen durch die Jahrhunderte hin, und trotz dieser Verdammung zog das Buch immer weitere Kreise. Mit Lorenzos Tochter, Catarina von Medici, die als Gemahlin Heinrichs II. den Königsthron Frankreichs bestieg, kam es in dieses Land und führte hier einen der furchtbarsten Akte des Machiavellismus, die Greuel der Bartholomäusnacht² (1572) herbei.

Die berühmteste Gegenschrift kam von einem gekrönten Haupte, Friedrich dem Großen, der noch als Kronprinz den »Antimachiavell« schrieb, erfüllt von den neuen Menschheitsidealen der Aufklärungszeit, die eine mildere Weisheit brachten.

..... Völkerglück
Wird dann vereint mit Fürstengröße thronen,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Notwendigkeit wird menschlich sein.

Darin freilich irrte der Philosoph auf dem Königsthron, wenn er in seiner Vorrede annahm, daß seine Schrift die erste formelle Widerlegung des »Fürstenspiegels« sei; sie war nur die radikalste von einer Fülle von andern,

1 Sacco di Roma - die Plünderung Roms durch die Truppen Karls V. Dabei wurden 90% aller Kunstschätze, auch der kirchlichen, geraubt. Möchte doch der Allmächtige ein Sacco di Germania herabsenden, in dem 90% unserer »Goldstücke« (Schulz) geraubt werden!

2 Bartholomäusnacht - das Massaker am 24.08.1572 an 2000 französischen Protestanten (Hugenotten).

die in der gelehrten Ausgabe von Arthur Burd ¹ ausführlich behandelt sind und die am besten die gewaltige Keimkraft dieses Buches beweisen. Erst spät hinkte die historische Gerechtigkeit nach.

Im 15. Kapitel spottet Machiavelli selbst über die Ideologen, die sich utopische Staaten erträumt haben. Neben Platos Idealstaat schwebte ihm vor allem wohl Dantes »*De Monarchia*« und Thomas von Aquinos »*De regimine principum*« vor. Stolz setzt der Renaissancemensch den größten Geistern des Mittelalters seine moderne politische Auffassung entgegen. Beruhte die mittelalterliche Staatslehre auf abstrakten Ideen über Gerechtigkeit, Moral und Bestimmung des Menschen, so erhob er sie zur Wissenschaft, die aus Realität und Geschichte abgeleitet wurde und statt des Wünschbaren das praktisch Erreichbare betonte, wenngleich er auf diesem festen Grunde eine neue Utopie aufbaute. Machiavelli erkannte als erster politischer Schriftsteller, daß der Staat ein Gebilde der Macht sei und der Welt des Willens angehöre (Treitschke), daß er durch seine Selbsterhaltung das oberste Gesetz der Sittlichkeit erfülle (Rochau ², »Realpolitik«). »Der Einzelne wird nach der Größe seiner Ziele, nach den Wirkungen seines Talents für das Wohl der Völker gemessen, aber nicht nach dem Maße der Moral und des Rechtes. ³« »Was bei andern Menschen gemeine Schlechtigkeit ist, erhält bei den ungewöhnlichen Geistern den Stempel der Größe, der selbst Verbrechen sich aufdrückt; denn das Außergewöhnliche läßt sich nur durch das Außergewöhnliche bewirken.« (Stenzel.) Ja einer der heftigsten Gegner Machiavellis gibt ihm doch zu: »Die ewige Aufgabe der Politik bleibt, unter den gegebenen Verhältnissen und mit den vorhandenen Mitteln etwas zu erreichen. Eine Politik, die das verkennt, die auf den Erfolg verzichtet, sich auf eine theoretische Propaganda, auf ideale Gesichtspunkte beschränkt, von einer verlorenen Gegenwart an eine künftige Gerechtigkeit appelliert, ist keine Politik mehr ⁴.«

Aus den italienischen Kleinstaatverhältnissen des beginnenden Cinquecento ⁵ erwachsen, bestimmt, in sie einzugreifen, und doch an ihnen gescheitert, besitzt Machiavellis Lehre eine über ihre Zeit hinausragende allgemeine Bedeutung; und dies erklärt ihren welthistorischen Erfolg. Aus der Geschichte schöpfend, war sie für die Geschichte bestimmt. Immer wieder beruft sich der Verfasser auf die Lehren der Geschichte, — der zeitgenössischen wie der antiken, in die er sich als echter Sohn seines Zeitalters mit Vorliebe versenkte. Wie er in seinen Diskursen über Titus Livius die altrömische Republik mit stemm Seitenblick auf die Anwendung ihrer Lehren für eine zeitgenössische Volksherrschaft studierte, wie er in seiner »Mandragola« die antike Komödie zeitgemäß zu erneuern suchte, so trägt auch sein »Fürstenspiegel« das Doppelantlitz von Gegenwart und Antike, das die ganze Renaissancebewegung kennzeichnet.

Schon die älteren Kommentatoren und Übersetzer (wie Amelot de la Houssaye, 1683) haben zahlreiche Parallelen zwischen Machiavelli und Tacitus aufgezeigt; Ranke hat als erster (1824) Machiavellis Abhängigkeit von

1 Oxford, 1891, S. 31 ff.

[NM]

2 Rochau - August Ludwig von Rochau, Deutscher Publizist und Politiker, † 1873

3 K. O. v. Hase, »Leben Jesu«, 5. Aufl. 1865.

[NM]

4 Sämtlich bei Burd, 1. c. XXIX ff.

[NM]

5 Cinquecento - Kultur u. Kunst des 16. Jh. in Italien (Hochrenaissance)

Aristoteles' *Politik* [»Politica«] erkannt, und die neuere Forschung hat eine große Zahl antiker Autoren ermittelt, nach deren stilistischem Vorbilde Machiavelli arbeitete und aus denen er Gedanken, Maximen und Anekdoten entnahm. Teils in lateinischer, teils auch in italienischer Übersetzung (ob er griechisch konnte, ist zweifelhaft) benutzte er neben Aristoteles den griechischen Redner Isokrates, Diodor, Xenophon, Plutarchs Lebensbeschreibungen, die Geschichtswerke des Herodot, Thukydides und Polybius, sowie Herodian und Diogenes von Laerte (dessen »*Leben Aristipps*« ihm zum Vorbild für sein novellistisch ausgeschmücktes »*Leben des Castruccio Castracani*« diente, das gleichsam eine Nutzenanwendung der Maximen des »Fürstenspiegels« ist). Von den lateinischen Autoren benutzte er neben Tacitus die Lebensbeschreibung Alexanders von Quintus Curtius, Ciceros »*De officiis*«, Livius, Cäsar, Sallust, Seneca und Justinus und natürlich auch die damals allbekannten lateinischen Dichter (so Horaz und den von ihm zitierten Virgil). Von den antiken Autoren entlehnte er schließlich auch das Altrömische *Tu* in der Anrede. Man darf jedoch nicht glauben, daß er diesen Vorbildern sklavisch gefolgt sei; er verarbeitete sie nur im Hinblick auf ihre zeitgenössische Brauchbarkeit, genau wie die Kunst der Renaissance antike Motive und Ornamente mit dem Eigensten verschmolz.

Auch im Stil eiferte er der Antike nach. Er selbst berühmt [rühmt] sich in seiner Vorrede schlichter Sachlichkeit, ohne alle rhetorischen Floskeln, und namentlich der gedrungenen Stil, die epigrammatische Schärfe eines Tacitus finden wir in seiner Schrift wieder. Dem umständlichen Periodenbau Ciceros ist er resolut ausgewichen. Trotzdem fehlt es in seinem Stil auch nicht an altertümlichen Schwerfälligkeiten, Dunkelheiten und häufigen Wiederholungen. Wie in der ganzen Prosa des Zeitalters, das noch ganz im Sinnlich—Konkreten befangen war, merkt man auch hier die Anstrengung des abstrakten Denkens, das noch keine Tradition und keine Formen besaß und sich den Ausdruck erst mühselig prägen mußte. Wenn Nietzsche behauptet, das Tempo dieses Buches sei nur bei raschlebigen, romanischen Völkern möglich, so kann man ihm einen andern großen Verehrer der Renaissance, Beyle—Stendhal, entgegenstellen, der die Prosa der Renaissance in Grund und Boden kritisierte und die Unklarheit als den großen Fehler des Italienischen brandmarkte. Lehrreich ist in dieser Hinsicht die alte französische Übersetzung von Amelot de la Housaye (1683), die sich schon lange vor der klassischen Zeit der französischen Prosa bemühte, das schwerflüssige Original auf eine bestimmtere, klarere, leichtere Form zu bringen, was denn ohne Zusammenziehungen und Vereinfachungen nicht abging. Die vorliegende Verdeutschung (die hin und wieder die gute Oberbreyersche Reklamausgabe benutzt hat), schließt sich indes dem Text der s. g. Testina von 1550 genau an, ohne die altertümliche Schreibart zu verwischen. Die notwendigsten Erklärungen findet der Leser in der Geschichtlichen Übersicht und im Namen— und Sachregister am Schluß dieses Bandes.

Geschichtliche Übersicht über Machiavellis Zeitalter ¹

- 1469 Am 3. Mai Niccolò **Machiavelli** zu Florenz geboren, als Sohn eines geachteten Juristen. Florenz, dem Namen nach Republik, steht unter der Herrschaft des Piero de' Medici, der am Ende desselben Jahres stirbt. Tommaso Soderini bestimmt die Florentiner, den jungen Söhnen Pieros: Giuliano (1453 bis 78) und Lorenzo de' Medici [Bild] (1448—92) die gleiche Stellung wie ihrem Vater einzuräumen. Unter Lorenzo wird Florenz zur Vormacht Italiens.
- 1471 Sixtus IV. (Rovere) besteigt den päpstlichen Thron. Sein natürlicher Sohn, Girolamo Riario, Graf von Forli, heiratet Catarina Sforza, die natürliche Tochter des Galeazzo Maria Sforza, Herzogs von Mailand. Borso von Este wird Herzog von Ferrara.



- 1472 Aufstand von Volterra gegen die Florentiner Herrschaft. Federigo von Montefeltro, Feldhauptmann des Florentiner Heeres, erobert Volterra zurück.
- 1474 Derselbe wird Herzog von Urbino. Michelangelo Buonarotli geboren.

¹ Mit Benutzung der historischen Tabelle in der gelehrten englischen Ausgabe des »Principe« von L. A. Burd, Oxford 1891. [NM]

- 1476 Galeazzo Maria Sforza, Herzog von Mailand, wird ermordet. Für seinen erst elf Jahre alten Sohn, Gian Galeazzo, übernimmt die Mutter, Bona von Savoyen, die Regentschaft.
- 1478 Verschwörung der Pazzi in Florenz, durch Girolamo Riario veranlaßt. Giuliano Medici wird ermordet, Lorenzo entkommt verwundet. Das Volk ergreift Partei für die Medici, und die Verschwörer werden an den Fenstern des Palazzo Vecchio aufgehängt. Lorenzos Stellung wird durch die Vernichtung der einzigen Familie, die ihm Trotz bieten konnte, stark befestigt, und durch den Tod Giulianos wird er Alleinherrscher. Durch seine Kunst— und Prachtliebe erhält er den Beinamen *il Magnifico*. Papst Sixtus IV., der das Komplott begünstigt hatte, verhängt das Interdikt über Florenz und bekriegt es im Bunde mit Ferdinand I. von Neapel (1458—94). Florenz verbündet sich mit Venedig und Mailand; Heerführer ist Herkules von Este, Herzog von Ferrara. Genua fällt von Mailand ab.
- 1479 Die Florentiner bei Poggibonsi geschlagen; die Bundesgenossen fallen ab. Lorenzo Medici sucht persönliche Verständigung mit Ferdinand von Neapel.
Ludwig der Mohr, Bruder des ermordeten Galeazzo Maria Sforza, sucht die Herrschaft von Mailand an sich zu reißen und erlangt die Vormundschaft über seinen Neffen Gian Galeazzo.
- 1480 Lorenzo schließt Frieden mit Ferdinand von Neapel, dem auch der Papst beitrifft, da die Türken Otranto besetzen.
- 1481 Beginn des Krieges zwischen Venedig und Ferrara.
- 1482 Lionardo da Vinci an den Hof Ludwigs des Mohren berufen.
- 1483 Raffael Santi und Martin Luther geboren.
Girolamo Savonarola tritt in das Kloster San Marco zu Florenz ein.
Karl VIII. König von Frankreich.
- 1484 Papst Sixtus IV. stirbt. Sein Nachfolger Innozenz VIII. (*Cibò*).
Friede zu Bagnolo zwischen Venedig und Ferrara.
- 1487 Francescetto *Cibò*, Neffe des Papstes, heiratet Maddalena, Tochter Lorenzos de' Medici. Florenz erobert Sarzana.
- 1488 Girolamo Riario, Graf von Forli und Imola, wird durch Verschwörer ermordet. Seine Witwe, Catarina Sforza, rettet sich in das Kastell von Forli und leistet den Verschwörern Widerstand, bis Ludwig der Mohr und Lorenzo de' Medici Truppen zum Entsatz schicken. Sie wird zur Regentin und Ottavio Riario zum Herrscher von Forli und Imola bestimmt.
Verschwörung in Faenza. Galeotto de' Manfredi wird auf Betreiben seiner Gattin Francesca, der Tochter des Giovanni Bentivoglio von Bologna, ermordet; das Volk ergreift die Partei der Manfredi; Giovanni Bentivoglio eilt seiner Tochter zu Hilfe. Die Florentiner kommen ihm zuvor und setzen Astorre Manfredi, den dreijährigen Sohn des Ermordeten, unter einer Vormundschaft als Herrn ein.
- 1489 — 90 Lorenzo de' Medici unumschränkter Herr in Florenz.
- 1491 Savonarola wird Prior von San Marco.

1492 Lorenzo de' Medici stirbt. Sein Tod verändert — nach einem Wort **Machiavellis** — die ganze politische Lage Italiens.
Piero de' Medici folgt seinem Vater in der Herrschaft.
Papst Innozenz VIII. stirbt. Sein Nachfolger Alexander VI. (Rodrigo Borgia) [Bild nächste Seite], der Neffe des Papstes Calixtus III.
Sein Sohn Cesare Borgia [Bild] Erzbischof von Valencia.
Ferdinand der Katholische von Spanien erobert Granada.
Columbus entdeckt Amerika.



1493 Maximilian I., deutscher Kaiser [Bild übernächste Seite], heiratet Bianca Maria Sforza, die Nichte Ludwigs des Mohren.
Konflikt zwischen Alexander VI. und den römischen Baronen. Ludwig der Mohr bestimmt Karl VIII. von Frankreich, in Italien einzufallen, um seine Erbansprüche auf Neapel geltend zu machen.
Lucrezia Borgia, des Papstes Tochter, wird dreizehnjährig mit Giovanni Sforza von Pesaro vermählt.
1494 Gian Galeazzo Sforza stirbt. Ludwig der Mohr Herzog von Mailand.
Ferdinand I. von Neapel stirbt. Sein Sohn Alfons II. folgt ihm nach.
Einfall Karls VIII. in Italien. Piero de' Medici schließt einen Vertrag mit ihm und verspricht eine Subsidienzahlung. In Florenz bricht über dieses Abkommen Entrüstung aus. Die Medici werden

vertrieben. Pisa befreit sich von der Florentiner Herrschaft durch Übertritt zu Karl VIII., der ihm die Freiheit schenkt und in Florenz einzieht. Florenz muß einen hohen Kriegsbeitrag zahlen und konstituiert sich als Freistaat. Karl VIII. zieht in Rom ein. Der Papst flüchtet sich in die Engelsburg.



1495 Der Papst verträgt sich [schließt einen Vertrag] mit Karl VIII. gegen Abtretung mehrerer Städte. Cesare Borgia folgt dem französischen Heere als Geisel auf dessen Zuge nach Neapel, entkommt in Velletri und kehrt nach Rom zurück. Alfons von Neapel dankt zugunsten seines Sohnes Ferdinand II. ab. Neapel ergibt sich den Franzosen. Ferdinand II. flieht nach Sizilien. Ludwig der Mohr fürchtet, von den Franzosen, die er ins Land gerufen hat, vom Throne gestoßen zu werden, und bringt die Liga von Venedig (zwischen dem Papst, dem Kaiser, Spanien, Neapel, Venedig und Mailand) gegen Karl VIII. zusammen. Hierauf kehrt Karl VIII. nach Frankreich zurück und läßt den größten Teil seines Heeres in Neapel, nachdem er sich dort zum König hat krönen lassen. Schlacht bei Fornuovo zwischen Karl VIII. und der Liga, die ihm den Weg verlegen will. Karl VIII. siegt, schließt Frieden mit Venedig und Ludwig dem Mohren; die Liga zerfällt. Karl VIII. kehrt nach Frankreich zurück.

Die Spanier unter Gonsalvo da Cordova greifen das Königreich Neapel an; Sieg der Franzosen bei Seminara.
 Ferdinand II. kehrt nach Neapel zurück; das Volk ergreift seine Partei.
 Savonarolas [Bild übernächste Seite] Fastenpredigten; sein Konflikt mit dem Papste.



- 1496 Krieg zwischen Florenz und Pisa; unglücklicher Zug des Kaisers Maximilian nach Italien. Venedig auf Seite Pisas.
 Die Franzosen werden von den Spaniern aus Neapel verdrängt. Ferdinand II. stirbt; sein Neffe Friedrich folgt ihm auf dem Thron.
- 1496 — 97 Krieg zwischen Alexander VI. und den Orsini, denen die Rovere und Vitellozzo Vitelli sich anschließen. Niederlage der Päpstlichen bei Soriano (1497); Friede. Die Vitelli und Orsini in florentinischen Diensten.
- 1497 Giovanni Borgia, Herzog von Gandia, ermordet (wahrscheinlich durch seinen Bruder Cesare).
 Savonarola exkommuniziert.
- 1498 Savonarola als Ketzler verbrannt.
 Tod Karls VIII. Sein Nachfolger Ludwig XII.
 Vertrag zwischen Alexander VI. und Ludwig XII.
 Cesare Borgia, Herzog von Valentionis.

Ludwig XII. will als Gegenleistung für seine Ehescheidung von Johanna von Frankreich (Tochter Ludwigs XI.) durch den Papst die geplante Unternehmung Borgias auf die Romagna unterstützen.

Vasco de Gama findet den Seeweg nach Ostindien.

Machiavelli zum Staatssekretär von Florenz ernannt.

1498 — 99 Fortsetzung des Krieges mit Pisa (Florenz und Mailand gegen Pisa und Venedig). Paolo Vitelli Feldhauptmann von Florenz; belagert Pisa, wagt es aber nicht zu stürmen. Entrüstung in Florenz. Vitelli verhaftet und hingerichtet.

1499 Erster Zug Ludwigs XII. nach Italien. Der französische Marschall Gian Giacomo Trivulzio zieht in Mailand ein, Ludwig der Mohr flieht nach Deutschland.

Machiavelli als Gesandter in Forlì bei Catarina Sforza. Cesare Borgia heiratet Jeanne d'Albret, Schwester des Königs von Navarra; beginnt seinen Feldzug gegen die Romagna und erobert Forlì.

1500 Mailand empört sich gegen die Franzosen; Ludwig der Mohr kehrt zurück, wird bei Novara geschlagen, gefangengenommen und endet im Kerker von Loches († 1510). Die Franzosen wieder Herren von Mailand. Ludwig XII. unterstützt das Unternehmen der Florentiner gegen Pisa. Unglücklicher Sturmversuch; **Machiavelli** als Gesandter von Florenz in Frankreich.

Teilungsvertrag über Neapel zwischen Ludwig XII. und Ferdinand dem Katholischen in Granada.

Cesare Borgia erobert Pesaro, Rimini und belagert Faenza.

1501 Cesare Borgia erobert Faenza, dessen Herr, Astorre Manfredi, nach Rom gebracht und dort ermordet wird. Cesare Borgia »Herzog der Romagna«; sein Heer das beste in Italien. Seine Unternehmung auf Bologna von Frankreich gehindert.

Teilung Neapels zwischen Frankreich und Spanien.

Capua ergibt sich den Franzosen.

Gonsalvo di Cordova erobert Calabrien.

König Friedrich ergibt sich den Franzosen und wird als Gefangener nach Frankreich gesandt († 1504).

1502 Cesare Borgia erobert Urbino. Seine Feldhauptleute, in Sorge um ihre Sicherheit, verschwören sich gegen ihn. Die Häupter der Verschwörung sind die Orsini, Vitellozzo Vitelli, Giovanni Paolo Baglioni, Guidobaldo di Montefeltro, Oliverotto da Fermo, Pandolfo Petrucci und Giovanni Bentivoglio. Die Verschwörer halten eine Zusammenkunft in Magione ab (Dieta alla Magione). **Machiavelli** als Gesandter bei Borgia. Aus Furcht vor den Franzosen verhandeln die Verschwörer mit Borgia und treten wieder in seine Dienste. Ramiro d'Orco, 1501 als Statthalter der Romagna von Cesare Borgia eingesetzt, aber auf sein Anstiften ermordet (1502). Die Franzosen ziehen ihre Hilfstruppen von Borgia zurück. Dieser lockt seine Heerführer zu Sinigaglia in eine Falle und läßt den Herzog von Gravina, Paolo Orsini, Oliverotto da Fermo und Vitelli

erdrosseln. Borgia befestigt seine Stellung durch Aushebung eigener Truppen.

Leonardo da Vinci als Kriegingenieur in seinen Diensten.

Piero Soderini lebenslänglicher Gonfalonier ¹ von Florenz.



1503 Borgia erobert Perugia; er verfeindet sich mit Ludwig XII.; der Papst tritt auf Seite Spaniens. Borgia trachtet nach der Herrschaft über Toskana.

Greuel am päpstlichen Hofe. Papst Alexander VI. stirbt (vergiftet?). Pius III., sein Nachfolger, stirbt im selben Jahre; Julius II. (Giuliano della Rovere) [Bild nächste Seite] wird Papst. (Er gewinnt die spanischen Kardinäle, indem er Cesare Borgia Schutz verspricht.) **Machiavelli** als Gesandter beim Papste. Borgia Gefangener im Vatikan.

Krieg zwischen Franzosen und Spanien um Neapel. Sieg der Spanier bei Cerignola und am Garigliano; Gonsalvo di Cordova zieht in Neapel ein.

1 Gonfalonier - in Italien die Bezeichnung des Stadtoberhauptes

1504 Vertrag zwischen Julius II. und Cesare Borgia, der die Romagna abtritt und dafür freigelassen wird. Er geht mit Geleitsbrief von Gonsalvo di Cordova zur See nach Neapel, wird von diesem verhaftet und gefangen nach Spanien geschickt. (Flieht zum König von Navarra und fällt 1507 vor dem Schloß von Viana.)
Die Venezianer in der Romagna. Florenz sucht Hilfe bei Frankreich. **Machiavelli** als Gesandter in Lyon.



1505 Julius II. versöhnt sich mit den Orsini und Colonna; Venedig tritt die Romagna an den Papst ab. Vertrag von Blois zwischen Frankreich und Spanien. Fortsetzung des Krieges von Florenz gegen Pisa, das von Spanien unterstützt wird. Sieg der Florentiner bei San Vincenzo; vergeblicher Sturm auf Pisa.

1506 **Machiavelli**, der alles Vertrauen auf Mietstruppen verloren hat, organisiert ein Volksheer von 5000 Mann, das nach Schweizer Muster gebildet wird. Julius II. erobert Perugia (Giovanni Paolo Baglioni) und Bologna (Giovanni Bentivoglio) mit französischer Hilfe. **Machiavelli** als Gesandter beim Papste.

1507 Aufruhr in Genua. Die Franzosen erobern Genua. Verstimmung und Kriegspläne des Kaisers Maximilian. **Machiavelli** als Gesandter

- beim Kaiser in Konstanz (Reichstag). Bündnis der Venezianer mit Frankreich gegen den Kaiser.
- 1508 Erfolgloser Zug des Kaisers Maximilian nach Oberitalien. Liga von Cambrai zwischen Frankreich, dem Kaiser, Spanien, Savoyen, dem Papste, Ferrara und Mantua gegen Venedig. Francesco Maria Rovere, Neffe des Papstes, Herzog von Urbino.
- 1509 Florenz erobert Pisa. **Machiavelli** in hoher Achtung.
Venedig verliert die Schlacht von Agnadello (oder Vailà) und seinen ganzen Festlandsbesitz.
- 1510 Friede zwischen Venedig und Julius II. Erfolglose Unternehmung des Papstes auf Ferrara.
- 1511 Julius II. belagert und erobert Mirandola und bekriegt die Franzosen unter Gaston de Foix (Neffe Ludwigs XII.).
Ludwig XII. beruft ein Konzil nach Pisa, um Julius II. zu stürzen, hat aber keinen Erfolg damit. Der Gegenschlag des Papstes ist die Heilige Liga zwischen Papst, Spanien und Venedig.
Florenz im Interdikt. Rebellion von Bologna. Der Papst in Ravenna.
- 1512 Sieg der Franzosen bei Ravenna über die Liga. Gaston de Foix fällt bei der Verfolgung des Gegners. Ein Schweizer Heer kommt der Liga zu Hilfe. Die Franzosen werden nach Frankreich zurückgeworfen und verlieren alle Eroberungen. Florenz hält Frankreich die Bundestreue, wird von den Verbündeten angegriffen. Soderini dankt ab; die Medici durch spanische Truppen zurückgeführt; Florenz wird gezwungen, der Liga beizutreten. Die Miliz abgeschafft. **Machiavelli** sucht die Gunst der Medici zu erlangen, verliert jedoch seine Stellung. Maximilian Sforza, der Sohn Ludwigs des Mohren, Herzog von Mailand.
- 1513 Julius II. stirbt. Der Kardinal Giuliano de' Medici als Papst Leo X. Entdeckung einer Verschwörung gegen die Medici in Florenz. **Machiavelli** fälschlich als verdächtig verhaftet, gefoltert, aber wieder freigelassen, begibt sich in seine Villa bei San Casciano, wo er sich literarischen Studien widmet. Schreibt den »Fürstenspiegel« und beginnt die »Diskurse über Titus Livius«.
Friede zu Blois zwischen Frankreich und Venedig. Gemeinsamer Angriff auf Mailand. Niederlage der Franzosen bei Navara und Rückzug nach Frankreich. Sieg der Liga (Papst, Mailand, Kaiser, Spanien) über die Venezianer bei Vicenza. England und der Kaiser greifen Frankreich an. Niederlage der Franzosen, Friede zwischen England und Frankreich (1514).
Giulio de' Medici Kardinal. Giuliano und Lorenzo de' Medici die leitenden Männer in Florenz.
Versöhnung zwischen dem Papst und Ludwig XII.
- 1514 Die Florentiner Miliz wird [wieder]hergestellt (10 000 Mann).
- 1515 Ludwig XII. stirbt. Sein Nachfolger Franz I. erneuert das Bündnis mit Venedig und greift Mailand an.

- Liga zwischen dem Kaiser, Spanien, Mailand, der Schweiz und dem Papste gegen Frankreich. Sieg der Franzosen bei Marignano. Maximilian Sforza dankt ab. Die Franzosen in Mailand und Genua. Vertrag Leos X. mit Frankreich.
- 1516 König Ferdinand der Katholische (Ferdinand von Aragonien) stirbt. Sein Nachfolger Karl I. (V.) König von Spanien und Sizilien. Giuliano de' Medici, Herzog von Nemours (geb. 1479), Bruder des Papstes, stirbt. Eroberung von Urbino durch den Papst mit Hilfe von Florentiner Truppen. Lorenzo de' Medici Herzog von Urbino und Pesaro. Absicht des Papstes, ihm einen Staat in Norditalien zu schaffen. Wahrscheinliche Dedikation des »Fürstenspiegels« an Lorenzo. Vertrag von Noyon zwischen Franz I. und Karl V. Lionardo da Vinci am Hofe Franz I.
- 1517 Francesco Maria Rovere, der vertriebene Herzog von Urbino, gelangt wieder in den Besitz von Urbino; Lorenzo de' Medici bekriegt ihn und vertreibt ihn von neuem. Verschwörung des Kardinals Petrucci gegen Leo X. Beginn der Reformation in Deutschland. Lorenzo de' Medici heiratet eine französische Prinzessin und strebt nach der Alleinherrschaft in Florenz.
- 1519 Kaiser Maximilian stirbt. Karl V. von Spanien zum Kaiser gewählt. Ulrich Zwingli predigt in der Schweiz. Lorenzo de' Medici stirbt. Urbino fällt an den Kirchenstaat. Der Kardinal von Medici befragt **Machiavelli** über die Regierung von Florenz. Dieser schreibt einen »Diskurs über die Reorganisation des florentinischen Staates«, sowie seine Komödie »Mandragola« (gedruckt 1524). Lionardo da Vinci stirbt in Frankreich.
- 1520 **Machiavelli** schreibt einen Traktat über die Kriegskunst, »Arte della Guerra« (gedruckt 1521 in Florenz), »Das Leben des Castruccio Castracani« und beginnt seine »Geschichte von Florenz« im Auftrage des Kardinals de' Medici (des späteren Papstes Clemens VII.). Raffael Santi stirbt in Rom. Päpstliche Bulle gegen Luther. Erste Reise um die Welt (Magelhaen). 1521 Reichstag zu Worms. Reichsacht gegen Martin Luther. Krieg zwischen Franz I. und Karl V. Leo X. schließt ein Bündnis mit dem Kaiser und Florenz gegen Frankreich. Die Kaiserlichen in Mailand. Ferdinand Cortez erobert Mexiko. Leo X. stirbt. Der Herzog von Urbino (Francesco Maria della Rovere) vom Volke zurückgerufen.

- 1522 Hadrian VI. (Adrian Boyers aus Utrecht) wird Papst und erstattet dem Herzog von Urbino sein Herzogtum zurück.
Krieg in der Lombardei. Plünderung Genuas.
Mißlungene Verschwörung in Florenz gegen den Kardinal de' Medici.
- 1523 Hadrian VI. stirbt. Der Kardinal de' Medici als Papst Clemens VII.
Francesco Sforza, der jüngste Sohn Ludwigs des Mohren, Herzog in Mailand.
Krieg zwischen Karl V. und Franz I. in der Lombardei.
- 1524 Rückzug der Franzosen. Einfall der Kaiserlichen in die Provence. Belagerung von Marseille. Franz I. wieder in Italien.
- 1525 Sieg der Kaiserlichen über die Franzosen bei Pavia. Gefangennahme Franz I. Bündnis des Papstes mit dem Kaiser.
Machiavelli geht nach Rom, um dem Papste seine »Florentinische Geschichte« zu unterbreiten und ihm seinen Gedanken eines Volksheeres nahezu legen.
Bauernkrieg in Deutschland.
- 1526 Vertrag zu Madrid zwischen Karl V. und Frankreich. Franz I. in Freiheit, muß alle Ansprüche auf Neapel aufgeben.
Clemens VII., durch die Übermacht des Kaisers bestürzt, schließt das Bündnis zu Cognac mit Frankreich, Venedig und Mailand (Francesco Sforza). Die Kaiserlichen rücken in Rom ein und plündern den Vatikan. Vertrag des Papstes mit Ugo de Moncada. **Machiavelli** wieder im Staatsdienst von Florenz, als Kanzler einer städtischen Verteidigungsbehörde. Die Kaiserlichen verlassen Rom und rücken auf Neapel.
- 1527 Krieg zwischen dem Papste und dem Vizekönig von Neapel. Eroberung und Plünderung Roms durch die Kaiserlichen (Sacco di Roma); der kaiserliche Feldherr Bourbon fällt beim Sturm.
Der Papst in der Engelsburg, verträgt sich [schließt einen Vertrag] mit dem kaiserlichen Feldherrn und geht nach Orvieto.
Vertreibung der Medici aus Florenz. Niccolò Capponi Gonfalonier.
Ein neues französisches Heer unter dem Marschall von Lautrec in Italien.
22. Juni **Machiavellis** Tod.
- 1528 Belagerung Neapels durch die Franzosen. Niederlage des französischen Heeres.
- 1529 Friede zu Cambrai zwischen Karl V. und Franz I., zu Barcelona zwischen Papst und Kaiser. Karl V. in Italien. Unterwerfung der italienischen Fürsten. Belagerung von Florenz durch das kaiserlich—päpstliche Heer. Michelangelo Buonarrotti leitet die Befestigungsarbeiten der Stadt.
- 1530 Karls V. Kaiserkrönung in Bologna. Übergabe von Florenz. Augsburger Reichstag und Konfession.
- 1531 Alexander de' Medici Herzog von Florenz, verheiratet mit Margarethe von Österreich, der natürlichen Tochter Karls V. (wird 1537 ermordet).

- 1532 Reformation in England. **Machiavellis** »Fürstenspiegel« in Rom gedruckt.
- 1533 Katharina v. Medici (Tochter Lorenzos) vermählt mit dem Herzog von Orleans (späteren König Heinrich II. von Frankreich).
- 1534 Papst Clemens VII. stirbt.
-

Ein Essay Theodor Bernhardts 1864

Nur zögernd wird man sich dazu entschließen können, die unabsehbare Reihe von Schriften über Machiavelli, die man aus Mohls ¹ Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften III 522 ff. kennenlernen kann, um eine neue zu vermehren. Wenig ermutigend für ein solches Unternehmen lautet das sicherlich vollgewichtige Urteil dieses gelehrten, es sei kaum denkbar, daß noch etwas neues über Machiavelli gesagt werden könne. Und doch gehört er in die Reihe derjenigen, mit welchen einmal sich abzufinden ein jeder, den Geschichte und Staatswissenschaft interessieren und beschäftigen, das Bedürfnis in sich fühlen wird. Dem Verfasser der folgenden Blätter bot ein in Bonn vor gemischtem Publikum gehaltener Vortrag hierzu eine erwünschte Veranlassung; und nur die dem Redenden geschenkte Teilnahme konnte in ihm den Gedanken erwecken, seine Ideen über Machiavelli der Kenntnis weiterer Kreise darzubieten. Manches, was die kurze Zeit eines solchen Vortrages zu sagen unmöglich machte, hat hier eine Stelle gefunden, nur Angedeutetes erscheint erweitert, wodurch es dann vielfach geboten gewesen ist, auch das, was stehen geblieben, umzubilden. Das ganze zeigt indes gleichwohl nur die Gestalt, welche ihm der Verfasser, wäre dies statthaft gewesen, gerne von vornherein gegeben hätte.

Wenn der Verfasser trotz der oben berührten Erwägung kein Bedenken trägt, mit einer neuen Schrift über Machiavellis »Principe« an das Licht zu treten, so möchte er nur das eine für sich geltend machen, daß er, wenn auch mit dem wichtigsten der Machiavelli—Literatur von früherer Beschäftigung mit diesem Gegenstande her bekannt, dennoch sich dessen bewußt ist, selbständig gearbeitet zu haben. Wo er daher mit älteren Ansichten über Machiavelli zusammentrifft, wird man es hoffentlich an der Art, wie dies geschieht, erkennen, daß die Übereinstimmung mit jenen eine von ihnen unabhängige ist. Vielleicht findet man außerdem einiges Eigenartige, um so keine weitere Rechtfertigung für das Erscheinen der Schrift zu begehren. Die Beschäftigung mit Machiavellis Buch vom »Fürsten« gestaltet sich notwendig zu einer Kritik desselben, und damit ist ganz von selbst die Veranlassung gegeben, sich mit der wenn auch nicht schlagendsten so doch bedeutungsvollsten unter den wider Machiavelli gerichteten Schriften gleichfalls auseinanderzusetzen. Der Stoff hat es mit sich gebracht, daß hin und wieder Grundzüge der eigenen Lebensanschauung des Verfassers durchblicken. Unumwunden sind sie hervorgetreten, ohne Scheu vor dem verurteilenden Votum, welches über sie ergehen zu lassen mancher geneigt sein wird, in der Hoffnung, bei vorurteilslos Prüfenden, wenn auch nicht Zustimmung, so doch wenigstens Anerkennung ihrer Berechtigung zu finden.

Bonn im April 1864.

Theodor Bernhardt

* * *

1 Mohl - Robert von Mohl, Deutscher Staatswissenschaftler. »Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften. Erlangen 1855-1858 (3 Bände)«, † 1875

Die wichtigsten derjenigen großartigen Aufgaben und Ziele, welche im fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in die geschichtliche Entwicklung eingetreten sind und ihr eine völlig veränderte Richtung verliehen, mit einem Worte den Beginn einer neuen Zeit heraufgeführt haben, erscheinen je einem Volke als dem vornehmlichsten Träger ihrer Verwirklichung zugewiesen. Wie sie von diesem ihre eigentümliche Richtung empfangen, so wurden sie umgekehrt auch für den Zustand, für die Physiognomie der betreffenden Nation von entscheidender Bedeutung.

Der romanische Südwesten Europas war dazu berufen, dem europäischen Kulturleben die weiten Länder der Neuen Welt zu eröffnen, welche schon vielfach in befruchtender Rückwirkung Europa den Dank dafür gezollt haben und sicherlich in immer weiter greifendem Maße zollen werden.

Der germanischen Bevölkerung im Mittelpunkte unseres Erdteiles blieb es vorbehalten, den auf Glaubens— und Geistesfreiheit gerichteten Bestrebungen den lautesten und energischsten Ausdruck zu verleihen während sich in Frankreich der vollendetste Bruch mit dem mittelalterlichen Lehensstaate und die folgerichtigste Ausbildung der unumschränkten Monarchie vollzog.

Italien nahm an diesem Wehen eines neuen Geistes in seinen verschiedenen Strömungen lebhaften Anteil. Auf seinem Boden fand der Humanismus frühe und fürwahr nicht fruchtlose Pflege, ohne daß er indes hier wie irgend wo anders, für sich allein stehend, den notwendigen Bruch mit der Vergangenheit hätte herbeiführen, eine neue Lebensgestaltung schaffen können. Auch in Italien erwachte reformatorisches Streben und drang bis in die innersten Räume der römischen Kurie, aber der eiskalte Hauch vollendeter Religionslosigkeit, der ihm aus diesen Kreisen entgegenwehte, oder die Gluthitze des Fanatismus knickten die junge Pflanze. Und nicht minder regten sich in Italien die Tendenzen, welche auf energisches Zusammenfassen der Volkskräfte in einem straffen absolutistischen Regiment hindrängten; allein auf der schönen Halbinsel lasteten, wie es schien, unvertilgbar, als das Erbe jahrhundertelanger Entwicklung, Parteienhader und politische Zerrissenheit, Kleinstaaterei und Herrschaft des Auslandes. So will es einem denn bedünken, als ob dieses Land nur in heftigen krampfhaften Zuckungen die Wirkung des veränderten Geistes an sich habe erfahren sollen, ohne durch denselben über den Druck der Vergangenheit hinausgehoben zu werden und vor allem ohne in die neu erwachten Bestrebungen nachhaltig fördernd einzugreifen, sie eigentümlich [individuell, nationalspezifisch] zu gestalten.

Allein gleichwohl hat Italien sehr tief auf den Entwicklungsgang des neueren Europas eingewirkt, indem es, eben an der Schwelle der neuen Zeit, dem das Leben verlieh, der für die politische Gestaltung der folgenden Jahrhunderte von der allergrößten Bedeutung ist.

In einer solchen Stellung erscheint der Florentiner Machiavelli, ein Mann von der seltensten Begabung, in dem sich Kraft und Beweglichkeit, Klarheit und bis zu einem gewissen Grade auch Tiefe des Geistes in glücklichster Mischung miteinander verbunden fanden.

Nur in wenigen Worten sei an das Leben Machiavellis, an die hervorragendsten Züge seiner Persönlichkeit erinnert.

Niccolò Machiavelli wurde im Jahre 1469 zu Florenz geboren. Aus seiner Jugendzeit, wie über die Art seiner Erziehung und Bildung fehlen bestimmte Nachrichten. Nur soviel ist gewiß, daß er 1494 zu dem als Kenner des Altertums gleichwie als Staatsmann berühmten Marcello di Virgilio Adriani kam, um von ihm Unterricht in der Altertumskunde und Staatsverwaltung zu empfangen. Und ohne Zweifel gab sich bei dem zur Reife gelangten bald eine seltene staatsmännische Begabung kund, welche er dem Dienste seiner Vaterstadt widmete.

Im Jahre 1498 wurde er Kanzler der zweiten Kanzlei, stieg aber schon nach kurzer Zeit zu der sehr einflußreichen Stellung eines Sekretärs oder Kanzlers bei dem »Rat der Zehn« empor und verwaltete dies Amt bis zur Rückführung der Medici nach Florenz (1512). In diese Zeit seines politischen Wirkens fallen mannigfache bedeutende und minder wichtige Sendungen Machiavellis — unter andern vier Mal nach Frankreich, mehrere Mal nach Rom und Deutschland —, bei welchen er stets in ungewöhnlichem Grade die Gewandtheit und geschmeidige Klugheit des Staatsmannes, nicht minder eine sehr feine Beobachtungsgabe betätigte.

Und eben diese letztere verleiht seinen klar und ansprechend geschriebenen Relationen, abgesehen von ihrer Bedeutung für den Geschichtsforscher, ein hohes allgemeines Interesse, indem sie eine Fülle der treffendsten Bemerkungen über Menschen und Verhältnisse darbieten.



Mit der Wiederkehr der Medici nach Florenz wendete sich Machiavellis Schicksal. Seines Amtes entsetzt, ward er von dem Mißtrauen der wieder in den Besitz der Macht gelangten Herren seiner Vaterstadt verfolgt und erduldet sogar eine Zeit lang schuldlose Haft. Dann sah er sich unfreiwilliger, ihn quälender Muße preisgegeben, welche er zwischen literarischer Arbeit und tändelndem Vergnügen teilte. Begreiflicher Weise ergriff Machiavelli nur widerwillig die Feder, um durch sie seinen Gedanken über Staatskunst und

Staatsleitung einen Ausdruck zu verleihen, während sein ganzes Wesen darauf angelegt war, dieselben unmittelbar im Leben zur Gestaltung und Wirksamkeit zu führen.

Und es ist eine eigentümliche Laune des Schicksals, daß weniger Machiavelli der praktische Staatsmann, als der politische Schriftsteller unvergessen bleiben wird, so lange sich die Kunde von der staatlichen Entwicklung Europas seit dem fünfzehnten Jahrhundert erhält. Einen tragischen Eindruck aber macht es, wenn man gewahrt, wie der Mann, den das Bewußtsein mächtig erfüllt, vor allem für die Staatsverwaltung geschaffen zu sein, als die Wehestunden seines Lebens diejenigen ansehen muß, in denen er in der Stille seines einsamen Gemaches den politischen Gedanken, die zu betätigen ihm versagt ist, wenigstens ein vegetatives Dasein durch schriftliche Auszeichnung verleiht.

Keinen Augenblick aber hat Machiavelli die Hoffnung verlassen, daß diese Untätigkeit nur eine vorübergehende für ihn sein werde; ja gerade die politischen Schriften, vor allem sein Buch vom »Fürsten«, sollten ihm Mittel und Wege darbieten, um zu seinem eigentlichen Berufe zurückzukehren; durch sie meinte er das Übelwollen der Medici gegen seine Person allmählich wenden zu können, und es ist für das richtige Verständnis, namentlich des »Principe«, von großer Bedeutung, diesen Gesichtspunkt allezeit im Auge zu behalten. Denn so versteht man es, daß Machiavelli sich in dieser Schrift gerade an einen Medici wendete, daß er in derselben vollkommen auf die Überlieferungen der mediceischen Politik, die jetzt aufs neue nach Geltung strebten, einging. Aber eben dies wirft dann auch wieder ein eigentümliches Licht auf die Persönlichkeit des Schreibenden; zunächst möchte man deshalb eine harte verurteilende Entscheidung über ihn ergehen lassen; ob mit Recht, wird das Folgende darzutun Gelegenheit bieten ¹.

Machiavellis sehnlicher Wunsch, sich staatsmännischer Arbeit wiederzugeben zu sehen, blieb indes ohne Erfüllung, aber so tief wurzelte das Verlangen danach in ihm, daß er, da er Größeres nicht zu erreichen vermochte, es nicht verschmähte, im Jahre 1521 eine Sendung an das Kapitel der Franziskaner zu übernehmen, um die Konstituierung der in Toscana lebenden Mitglieder des Ordens zu einer eigenen Provinz zu erwirken, und auch den ihm gleichzeitig erteilten Auftrag der Wollzunft, ihr für die nächste Fastenzeit einen geeigneten Prediger zu gewinnen, nicht zurückwies. Die über letztere Angelegenheit mit Francesco Guicciardini, dem bekannten Geschichtsschreiber, gewechselten Briefe, voll von naturwüchsigem Humor, sind vor allem dazu geeignet, Machiavellis Stellung zu dem Kirchentum seiner Zeit und dessen Trägern zu beleuchten. Er möchte einen Geistlichen aussuchen, der alles in sich vereinigte, was man bisher nur an vielen Einzelnen erfahren, denn so werde man sicher den Weg zum Paradiese finden, indem sich in jenem für aller Augen der Höllenpfad in voller Klarheit darstelle ².

1 Für diese ganze Schilderung beziehe ich mich besonders auf Machiavellis Briefe an Francesco Vettori aus dem Jahre 1513, namentlich auf ein Schreiben vom 10. Dezember. Wie Machiavelli überhaupt heiteren Lebensgenuß mit ernster Tätigkeit zu verbinden suchte, davon gibt vor allem auch ein Brief an Fr. Vettori vom 31. Januar 1515 Zeugnis. [NM]

2 Brief Machiavellis an Fr. Guicciardini vom 17. Mai 1521. [NM]

Einige Jahre später geht Machiavelli im Auftrage derselben Zunft nach Venedig, um die Rückerstattung einer Geldsumme zu erwirken, welche ein venetianischer Schiffskommandant Kaufleute aus Florenz zu erlegen [zu entrichten] gezwungen hatte ¹.

Wahrlich eine seltsame Wendung des Geschicks! Der Mann, welcher gewohnt gewesen, mit Königen, Herzogen und Fürsten zu unterhandeln, muß am Ende seiner Laufbahn froh sein, wenn ihn ein Orden der Bettelmönche oder zünftiges Gewerbe zum Vertreter ihrer kleinen Interessen machen [macht]. So vergleicht ihn denn auch Guicciardini in einem seiner Briefe mit Lysander ², welcher nach glänzenden Siegen die Obliegenheit übernehmen mußte, unter dieselben Soldaten, die er zu Ehre und Ruhm geführt, Fleisch zu verteilen ³.

Und nicht minder blieb Machiavellis Hoffen auf Italiens Zukunft unerfüllt; vielmehr raffte ihn, da er kaum das 58. Jahr seines Lebens überschritten hatte, eben in dem Augenblicke der Tod dahin, in welchem die Halbinsel aufs neue der unglückliche Schauplatz der Kämpfe zwischen Franz I. und Karl V. geworden, etwas über einen Monat später, als über die ewige Weltstadt die Schrecken einer Belagerung und Erstürmung dahingezogen waren ⁴.

Wenn Machiavelli als Staatsmann die Anerkennung seiner Zeitgenossen gefunden, wenn ihn die Nachwelt als den Geschichtsschreiber von Florenz viel gerühmt hat, so ist er wegen seines Buches vom Fürsten unendlich viel mehr geschmäht worden. Ohne Verständnis für die eigentümliche Stellung und Persönlichkeit des Verfassers, ohne Rücksichtnahme auf die besonderen Verhältnisse, welchen diese Schrift erwachsen, ja vielfach ohne eine auch nur irgendwie befriedigende Kenntnis dieser letzteren selbst urteilte man, daß in ihr alles unselige und verabscheuungswerte, was ein heuchlerischer, despotischer Sinn, was Frivolität und gleißnerischer Verrat zu irgend einer Zeit eronnen, in klarer und nüchterner theoretischer Darstellung vereinigt, ja weit aus überholt sei. Wie ein finsternes Schreckbild hat Machiavelli vielen Geschlechtern vor der Seele gestanden; fürwahr sie haben ihn, den ausgezeichneten Geist, tief in den Staub hinabgezogen!

Aber unserem Jahrhunderte, das so manche Größe aus dem Schutte hervorgesucht und wieder zur verdienten Anerkennung gebracht hat, ist auch das Bewußtsein um Machiavellis Bedeutung wieder aufgegangen; ihm ist es daher vorbehalten geblieben, die gegen den großen Florentiner erhobenen Vorwürfe auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und aus der Zeit und der damaligen Anschauung heraus dasjenige zu begreifen und zu würdigen, was, an und für sich betrachtet, nur den tiefsten sittlichen Unwillen erwecken konnte.

Damit ist schon im allgemeinen der Gesichtspunkt für die Beurteilung des »Fürsten« von Machiavelli angedeutet. Die Schrift erscheint als eine Reihe einzelner Betrachtungen, denen Beschaffenheit und Folge, weit entfernt

1 Vgl. unter anderem hierüber Machiavelli an Guicciardini vom 17. Aug. 1525. Desgleichen Filippo de' Nerli an Machiavelli vom 6. September 1525. [NM]

2 Lysander - spartan. Feldherr, † — 395

3 Guicciardini an Machiavelli vom 18. Mai 1521; vgl. Plut. Lysander 23. [NM]

4 Machiavelli starb am 22. Juni 1527; vgl. einen kurz darauf geschriebenen Brief seines Sohnes Pietro an Francesco Nelli, der in wenigen Zeilen von den näheren Umständen seines Todes Nachricht gibt. [NM]

den Eindruck systematischer Entwicklung, welche man wohl darin hat sehen wollen, hervorzurufen, vielmehr den Charakter des Zufälligen verleihen.

Allein es geht dennoch ein bestimmt erkennbarer Faden durch dieselben hindurch, das Ganze schließt sich zu fester Einheit zusammen; die einzelnen Gedanken entfalten sich indes nicht aus der Immanenz einer spekulativen Idee, sondern sind wahrhaft politische, d. h. auf vorhandene geschichtliche Verhältnisse gegründet und gerichtet.

Da wird sich denn schon ohne weiteres der Gedanke als sehr naheliegend darbieten, daß die damaligen Zustände Italiens wie den Ausgang— so auch den Zielpunkt des »Principe« von Machiavelli bilden.

Indessen dürfen wir ¹ nicht bei diesem Werke stehen bleiben, müssen vielmehr weitergreifend den Verfasser desselben in seiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit in das Auge fassen, die, wenn sie auch in formaler Hinsicht völlig Verschiedenartiges in sich schließt, doch so einheitlicher Natur ist, daß die einzelne Schrift nur aus dem Zusammenhange mit den übrigen heraus ihr volles Licht empfängt.

Betrachten wir denn nun Machiavelli als Dichter oder Geschichtsschreiber, als Verfasser politischer oder kriegswissenschaftlicher Schriften, so bringt er uns überall die gleiche Grundstimmung entgegen, und wir gewahren gewisse aus ihr fließende Gedanken, welche das Geistesleben des Schreibenden so sehr prinzipiell bestimmen, daß sie wiederholt, nicht selten in ähnlicher Form, von ihm ausgesprochen worden sind. Haben wir hierin etwa ein Zeichen geistiger Beschränktheit zu erkennen? Ich meine nicht, denn sonst würde Machiavelli gewiß den Versuch gemacht haben, hinter mannigfach wechselnder Form die Wiederkehr der gleichen Gedanken zu verbergen. Eben der Umstand, daß er dies nicht getan hat, gibt ein anderes Urteil an die Hand. Die scheinbare Armut des Geistes ist in der Tat nichts weiter, als das stolze und selbstgenügsame Bewußtsein, Ideen von unendlicher Tragweite zum ersten Male auszusprechen. Und wer möchte mit dem hohen Geiste darüber rechten, daß er es fühlt, wie er der Masse seiner Zeitgenossen weit vorgeeilt ist, und sich an diesem Gefühle weidet!

Welches ist denn nun aber die Grundstimmung, die Machiavellis Dezenalen ² und Florentinische Geschichte, die Discorsi und die Schrift über die Kriegskunst, sowie endlich das Buch vom Fürsten beseelt? Keine andere, als der Schmerz über die Zerrissenheit und Verkommenheit Italiens, welchen er um so stärker empfindet, je klarer seine Einsicht ist in die Lage seines Vaterlandes, und je lebendiger ihn das Bewußtsein darum erfaßt hat, wie demselben aufgeholfen werden könne.

So bricht denn Machiavelli in der tiefsten Not seines bedrängten von Vaterlandsgefühl erfüllten Gemütes am Schlusse seines Buches über die Kriegskunst in die Worte aus: »Ich aber klage über die Natur, die mich nicht hätte mit der Kenntnis dieser Grundsätze ausrüsten oder mir auch die Möglichkeit ihrer Anwendung gewähren sollen ³.« Diese ihm von der Natur verlie-

1 wir - er spricht von sich in der 1. Person Plural, das wird als der Pluralis Majestatis bezeichnet.

2 Dezennalen - eine gereimte »Zehnjahresgeschichte«, Decentale genannt.

3 Et io mi dolgo della natura, laquale o ella non mi doveva fare conoscitore di questo, o ella mi doveva dare facultà a poterlo eseguire. [NM]

hene Erkenntnis aber besteht eben darin, daß er, hier zunächst hinsichtlich der militärischen Organisation, sich der Mittel und Wege klar bewußt ist, welche Italien in den Stand setzen würden, fürderhin nicht mehr fremden Kriegsherren zur Beute zu werden.

Das elende Treiben der italienischen Fürsten hatte ja, namentlich seit dem Jahre 1494, die Halbinsel mannigfacher Verheerung und Plünderung preisgegeben. Dem gegenüber spricht sich Machiavellis warme Vaterlandsliebe in Zorn und Hoffnung aus. Da schildert er in den schärfsten Zügen die ganze Erbärmlichkeit der Herrscher, welche ihre Aufgabe zu erfüllen meinen, wenn sie Geist und Witz, Gewandtheit im Gespräche und feine Form bewähren oder kleinliche List ersinnen und Ränke schmieden, und die in prunkendem Glanze, in ungezügelmtem Genuß das Vorrecht ihres Standes erblicken, während sie die Bewohner ihrer Staaten rücksichtslos auspressen und dann im Vollgefühl ihrer Souveränität mit Verachtung von sich stoßen. Allein tiefer als dies alles ergreift es Machiavelli, daß er gewahren muß, wie selbst die traurigen und demütigenden Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit wirkungslos an den Fürsten Italiens vorübergegangen sind.

Trotzdem wird Machiavelli indes nicht irre an der Zukunft seines Vaterlandes, denn ihn richtet vor allen Dingen der Gedanke auf, daß die Wiederbelebung von Kunst und Wissenschaft von Italien ¹ den mächtigsten Anstoß erfahren habe, und er hegt die feste Zuversicht, es sei die Aufgabe seines Volkes, alles wieder zu beleben, was die Zeit in Todesschlaf versenkt habe ².

So die Schrift über die Kriegskunst; unverkennbar wird ihre Tendenz von der Rücksicht auf Italien, von dem patriotischen Gefühle ihres Verfassers getragen. Und das gleiche findet hinsichtlich der »Discorsi« statt, der Betrachtungen Machiavellis über den Staat, welche er in die Form von Erörterungen über Livius d. h. über die von diesem Geschichtsschreiber überlieferten Züge der Politik des alten Roms gekleidet hat.

Dieses letztere Buch aber wird hier eine ganz besondere Berücksichtigung finden müssen, da es, wie die wechselseitigen Beziehungen der beiden Schriften auf einander bekunden, ohne Zweifel etwa zu derselben Zeit wie der »Principe« entstanden ist und vielfach die gleichen Gedanken und Bestrebungen zeigt, somit eigentlich ein Ganzes mit dem »Fürsten« bildet.

Allein mit dieser Auffassung stoßen wir auf entschiedenen Widerspruch. Nicht selten hat man nämlich neben dem sonstigen Tadel eben aus der Vergleichung dieser beiden Schriften wider Machiavelli den Vorwurf zweischneidiger politischer Gesinnung erhoben. Denn er sollte in dem Fürsten die republikanische Denkweise, welche er in den Discorsi offenbart, verleugnet, sich in jenem Buche zum Fürsprecher des Despotismus gemacht haben. Und von

1 »die Wiederbelebung von Kunst und Wissenschaft von Italien« — ist das nicht gottvoll? Wie wäre es denn mit »die Wiederbelebung Italiens Kunst und Wissenschaft«? Der Ablativ steht hier völlig falsch, es ist der Fall, der den Ursprung, das Woher, anzeigt, also »Gottfried von Bouillon« ist richtig, auch »da draußen vom Walde komm' ich her ... « ist korrekt. Noch ein Beispiel: »Edward ist der König von England« anstatt »Edward ist der englische König« oder »Edward ist der König Englands«. Ich empfehle, einmal etwas von Arthur Schopenhauer zu lesen, dort kann man lernen, wie Sätze in der Deutschen Sprache gebildet werden. Ich staune immer über die ganz vielen Leute, wo das falsch machen.

2 Für das eben Angeführte vgl. das Ende des siebenten Buches der Schrift »dell' arte della guerra.« [NM]

hier aus fiel ein um so gehässigeres Licht auf Machiavelli, als es scheinen konnte, daß nur die Rücksicht auf sein persönliches Interesse, auf die Erfüllung seines Wunsches, der Medicii Beifall zu gewinnen, diese Doppelzüngigkeit, diesen Abfall veranlaßt habe.

Daß Machiavelli im Grunde seiner Seele Republikaner gewesen sei, kann weder zweifelhaft noch verwunderlich erscheinen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hieße das nicht die Vergangenheit der eigenen Vaterstadt gleichgültig preisgeben? Denn Florenz war ja doch unter einer Regierungsform, welche die öffentlichen Angelegenheiten in die Hand der Bürger legte, zu Macht und Blüte gelangt. Und es möge zum Erweise der politischen Gesinnung Machiavellis nur auf eine seiner Ausführungen hingewiesen werden, in welcher er darlegt, wie nichts einen Staat größer und glücklicher mache als die Pflege der Freiheit. Seine Begründung dieses Satzes aber ist eben so einfach und einleuchtend, wie sie von gereifter politischer Anschauung Zeugnis gibt. Das Glück der Völker nämlich erwächst ihm nicht aus der Sorge für das besondere Wohl Einzelner, sondern aus der für das allgemeine des Ganzen. Dies letztere aber wird ohne Frage nirgends in gleichem Grade berücksichtigt wie in Freistaaten, denn in Monarchien schiebt sich immer mehr oder weniger das Interesse des Fürsten an die Stelle des allgemeinen Staatswohles ¹.

Daß er indes mit solchen Gedanken der Zügellosigkeit keineswegs das Wort reden will, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung; zum Überflusse beweist auch noch manche Stelle der Florentinischen Geschichte, wie wohl er zwischen der Freiheit und ihrem Mißbrauche zu unterscheiden weiß ². Es geht überhaupt ein entschieden konservativer Zug durch alle diese Erörterungen Machiavellis hindurch, denn er preist es als Goldene Regel für das politische Leben, daß man das vergangene ehre, sich dem gegenwärtigen füge ³. Wie er von hier aus den Sturz einer republikanischen Verfassung als verbrecherisches Attentat ansieht, ebenso dringt er auf die Erhaltung der einmal vorhandenen monarchischen Regierungsform; man soll sich gute Fürsten wünschen, dieselben aber, wie sie nun einmal sind, ertragen ⁴.

Von aller theoretischen Abstraktion frei, ist sich Machiavelli dessen wohl bewußt, daß es keine absolut beste Verfassung, mit anderen Worten, keine solche gebe, die für alle gleichmäßig als die segensreichste und damit allein erstrebenswerte erscheine. So erkennt er denn auch ganz bestimmt die Grenze, welche sich der Möglichkeit einer gedeihlichen republikanischen Entwicklung setzt. Freie Staatseinrichtungen werden nach seiner Ansicht vor allen Dingen nur da zur Grundlage der Wohlfahrt, wo keine große Ungleichheit unter den Bürgern vorhanden ist, während er es umgekehrt mit vollem Rechte als die Bedingung einer dauerhaften monarchischen Staatseinrichtung bezeichnet, daß der Faktor des Adels vorhanden sei ⁵. Wahrlich, gar manchem

1 Discorsi II 2 non il bene particolare, ma il bene comune è quello che fa grandi le città etc.

[NM]

2 Statt vieler Zitate möge hier der Hinweis auf nur eine Stelle genügen, nämlich auf den Eingang des 4. Buches.

[NM]

3 Discorsi III 6.

[NM]

4 Discorsi III 6.

[NM]

5 Discorsi I 55. In Übereinstimmung damit heißt es in der von Machiavelli auf Verlangen Leos X. ausgearbeiteten Denkschrift über die Reform des Staates von Florenz: che in tutte le città, dove è grande equalità di cittadini non vi si può ordinare principato se non con

unserer heutigen doktrinären Volkspolitiker möchte es sehr fördersam werden, wenn er sich dazu verstände, bei dem Florentiner des fünfzehnten Jahrhunderts in die Lehre zu gehen!

Für Machiavelli erscheint somit je nach den gegebenen Bedingungen noch eine zweite Staatsform, nämlich die der Monarchie, als völlig berechtigt. Aber ein drittes ist nicht möglich; der Staat kann sich nur als wahre Monarchie oder als wahre Republik dauernd begründen¹. Und wie sollten wir uns wundern dürfen, wenn sich dem, der so ganz Italiener, Romane war, der als Zeitgenosse eines Ludwig XI., Franz I. oder Heinrich VIII. erscheint, und dessen Blick völlig innerhalb der politischen Entwicklung des Altertumes stehen geblieben, das Bewußtsein nicht erschlossen hat um die der christlich—germanischen Staatsidee allmählich entsprungene Gestaltung des politischen Lebens, welche als eine mittlere zwischen der monarchischen und republikanischen dazu geeignet ist, die Einheit und Kraft der von einem Alleinherrscher getragenen Regierung mit der freien und bestimmenden Teilnahme des Volkes an der Staatsverwaltung zu verbinden?

Gleichwohl ist Machiavelli auch hier von dem Doktrinarismus weit entfernt. Wenn er in der eben erwähnten Darlegung mit Rücksicht auf bestimmte Verhältnisse die Monarchie und Republik als die beiden Staatsformen bezeichnet hat, welche das dauernde Wohl eines Volkes zu begründen vermöchten, so trägt er kein Bedenken, an einer anderen Stelle, und zwar in allgemeiner Auseinandersetzung, gerade die gemischte Organisation des staatlichen Lebens deshalb zu empfehlen, weil sie die Bürgschaft der Sicherheit des Bestandes gewähre.

In Übereinstimmung mit Aristoteles unterscheidet er nämlich Monarchie, Aristokratie und Demokratie nebst ihren drei Ausschreitungen, der Tyrannis, der Oligarchie und Ochlokratie² aber nur wo sich die Formen jener drei, natürlich so, daß eine überwiegt und dem ganzen den Charakter verleiht, miteinander verbinden, erwächst nach seiner Meinung nachhaltiges Glück der Völker. Vorbilder sind ihm in dieser Beziehung Sparta, Venedig, vor allen Dingen aber Rom. Machiavelli will also keine Monarchie ohne freistaatliche, keinen Freistaat ohne monarchische Beimischung³.

massima difficoltà und ebenso umgekehrt. Und wenige Zeilen weiter sagt Machiavelli: un principe solo spogliato di nobiltà non può sostenere il pondo del principato, però è necessario che infra lui, e l'universale sia un mezzo, che l'ajuti sostenerlo. Und wie wenig Machiavelli eine Staatsform als für alle Verhältnisse passend ansieht, kommt eben hier zu Tage, indem er sich dahin ausspricht: fare principato dove starebbe bene repubblica, e repubblica dove starebbe bene principato è cosa difficile, e per esser difficile, inumana ed indegna di qualunque desidera essere tenuto pietoso e buono. [NM]

- 1 Discorsi I 55; vgl. die in der vorigen Anmerkung erwähnte Denkschrift, in der es heißt: che nessuno stato si può ordinare che sia stabile se non è o vero principato, o vera repubblica. [NM]
- 2 Ochlokratie - von ochlos (Pöbel) abgeleitet: Pöbelherrschaft. Deutschland ist heute ein Gemisch aus Tyrannis, Demokratie und Ochlokratie (vertreten z. B. von der Grünen Schulabrecherin Claudia Roth)
- 3 Aristoteles Polit. III 7. Discorsi I 2. 5; an der ersten Stelle sagt Machiavelli: Dico, adunque, che tutti i detti modi (nämlich die ungemischten Staatsformen) sono pestiferi, per la brevità della vita che è ne' tre buoni, e per le malignità che è ne' tre rei. Talchè, avendo quelli che prudentemente ordinando leggi, conosciuto questo difetto, fuggendo ciascuno di questi modi per se stesso, n' elessero uno che partecipasse di tutti, giudicandolo più fermo e più stabile; perchè l'uno guarda l'altro, sendo in una medesima città il Principato, li Ottimati, ed il Governo Popolare. [NM]

Allein deshalb selbst nur eine Ahnung der konstitutionellen Idee bei ihm suchen zu wollen, wäre schlechterdings unstatthaft. Vielmehr begegnen wir hier einer auf den ersten Blick zwar überraschenden, allein sehr charakteristischen Einseitigkeit in der Anschauung Machiavellis, die freilich jede Möglichkeit vorausschauender Divination¹ seiner politischen Ideen abschneidet.

Als echter Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, groß geworden an humanistischer Bildung und voll schwärmerischer Verehrung für das Altertum, aufgewachsen unter dem Eindrucke der völligen Zerrüttung des christlichen Kirchentums, unter Wahrnehmung des unheilvollen, welches das mittelalterliche Ständewesen über die Völker gebracht, verkennt er nämlich völlig die Bedeutung der zwischen seiner Zeit und den Tagen der alten Römer liegenden staatlichen Entwicklung Italiens, sowie er auch außer Stande ist, die universal—geschichtliche Stellung der mittelalterlichen Kirche, wie sie Leben und Bewegung von Rom empfing, in irgend welchem Maße zu würdigen. Und solche Beschränkung seines Urteils ist nichts anderes, als ein sprechender Beweis seines lebendigen Vaterlandsgefühles, dessen Erregtheit freilich ihm den sonst so klaren Blick getrübt hat. Denn mit vollem Rechte erkennt er in der kirchlichen und politischen Entwicklung Italiens während des Mittelalters die Wurzel des Ungemaches, das in seinen Tagen auf der Halbinsel lastete. Und diese Erkenntnis erfaßt ihn so mächtig, daß sie ihm genügt, um jene als völlige Mißbildung zu brandmarken. Daher richtet sich denn sein Blick überall sehnsüchtig auf das alte Italien, dessen staatliche Ordnung ihm als Ziel vorschwebt, dessen politische Klugheit und militärische Einrichtungen er seinen Zeitgenossen als die Quelle empfiehlt, aus welcher sie eine lebensfähige Erneuerung ihrer heimischen Zustände zu schöpfen vermöchten.

Das Altertum kennt ja nun allerdings gleichfalls die neben monarchischer Regierungsform vorhandene Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten. Aber nirgends zeigt sich auch nur der Anfang einer konstitutionellen Entwicklung, welche vor allem mit dem Übergange von dem Systeme der Urversammlungen zu dem der repräsentativen hätte anheben müssen.

Das [alte Rom](#) ist also für Machiavelli durchweg das Vorbild; hier sieht er die verschiedenen Stände in einem gewissen Gleichgewicht, und eben darin liegt die Grundlage der Größe des Staates, welche sich vorzugsweise auf dem Boden der Kämpfe zwischen Volk und Adel erbaute. Anders steht es nach seiner Meinung in dieser Beziehung mit dem damaligen Italien; für dasselbe sind gerade die inneren Zwistigkeiten, wie Machiavelli dies mit besonderer Rücksicht auf seine Vaterstadt in der Florentinischen Geschichte dargelegt hat, die Ursache der Zerrüttung geworden. Auch diese scheinbar sich widersprechenden Auffassungen weiß er gar wohl miteinander in Einklang zu setzen. Die sehr verschiedenen Folgen, welche die zunächst gleichartigen Zustände hier und dort nach sich zogen, rechtfertigen solches Urteil. Die inneren Streitigkeiten des alten Rom blieben nämlich ohne tätliche Folgen und endeten mit einer gesetzlichen Errungenschaft des Volkes, die in Florenz waffneten Bürger gegen Bürger und brachten so das Gemeinwesen in die Gefahr der Selbstauslösung².

1 Divination - Ahnung, Voraussage künftiger Ereignisse; Wahrsagekunst.

Und eben die Beziehung auf das Rom der alten Zeit bietet den Schlüssel zu dem Verständnis davon, daß der Verfasser des Buches vom »Fürsten« seine freistaatlichen Sympathien schweigen heißt. Neben jenem Gleichgewichte der Stände kann eine Republik, wie das Beispiel des Altertums lehrt, nur auf dem Grunde bürgerlicher Tugend, guter Sitten erwachsen. Als jene den Ausschreitungen der Volksleidenschaft weichen mußte, als diese dem Leben der Römer den Rücken gewendet, da war die freistaatliche Regierungsform für Rom unwiederbringlich dahin ¹. Verderbte Völker vertragen also die republikanische Verfassung nicht; und dies findet vor allem auf das damalige Italien Anwendung.

An einer Stelle der Discorsi ² hebt Machiavelli einzelne Teile Italiens, wie Neapel, den Kirchenstaat, die Romagna und Lombardei als solche heraus, welche einer freien Verfassung unfähig seien; denn wo so verderbte Sitten herrschten, daß die Gesetze nicht zur Zügelung eines Volkes hinreichten, da werde es notwendig, neben das Gesetz eine starke, d. h. unumschränkte monarchische Gewalt zu stellen.



2 Discorsi I 4. 5. 6. Florentinische Geschichte, 3. Buch im Eingang, 7. Buch, ebenfalls im Eingang. [NM]

1 Discorsi I 16. 17. 18. [NM]

2 I 55. [NM]

Von gleicher Bestimmtheit ist eine weitere Ausführung Machiavellis eben an dieser Stelle, in welcher er die drei hauptsächlichsten sromanischen Völker als das Verderben der Welt bezeichnet und hinzufügt, wenn man indessen in Frankreich und Spanien nicht so viele Unordnungen gewahre als in Italien, so habe dies nur darin seinen Grund, daß jene ein Fürst regiere.

Solche Erwägungen mußten selbstverständlich dazu führen, das Heil der Zukunft Italiens zunächst nicht an die republikanische Staatsform zu knüpfen, sondern eine Monarchie für dieses Land in Aussicht zu nehmen.

Die Notwendigkeit dieser letzteren ergab sich Machiavelli aber noch von einer anderen Seite aus. Indem er nämlich untersuchte, auf welchem Wege einem herabgekommenen Staate aufgeholfen werde könne, mußte er gemäß einer seiner Grundanschauungen zu der Forderung der Zurückführung des Staatslebens auf seine ursprünglichen Formen gelangen ¹. Die sich dabei erhebenden Schwierigkeiten aber sind nach seiner Meinung nur durch außergewöhnliche Mittel zu überwinden, und die Handhabung dieser letzteren erfordert vor allem, daß die volle Gewalt in die Hand einer kräftigen Persönlichkeit gelegt werde ².

Von hier aus wird man die Haltung Machiavellis in seinem »Principe« völlig begreiflich finden und den Vorwurf der Doppelzüngigkeit als ungerechtfertigt zurückweisen müssen. Man darf eben keinen Augenblick vergessen, daß Machiavelli durch und durch Staatsmann, aber dies auch in eminentem Sinne gewesen ist, daß sich daher sein Blick nur auf das jedesmal Erreichbare richtete. Und so kann es wohl scheinen, als ob er mit veränderten Verhältnissen auch seine Ziele und politischen Grundsätze wechsele. Abstrakte Ideologie würde ihn die Dinge freilich anders haben ansehen lassen. Wäre ihr ein einheitliches und freies Italien als letztes Ziel, zugleich aber als unerreichbar erschienen, so hätte sie sich auf den tatenlosen Schmerz und die Verzweiflung eines patriotischen Gemüts zurückgezogen.

Ein derartiges Vaterlandsgefühl kannte Machiavelli allerdings nicht; wenn auch vielleicht nicht ohne Überwindung vermochte er der republikanischen Grundstimmung seiner Seele zunächst Stillschweigen zu gebieten. Denn vor allem galt es Italiens Erlösung, dessen Not, wie er dies klar erkannt und sowohl in dem »Principe« als den »Discorsi« ausgesprochen hat, nur die starke Hand eines Alleinherrschers zu wenden vermochte.

Und an diesem Punkte mag noch einmal an das persönliche Verhalten Machiavellis erinnert werden, damit auch dieses in seinem rechten Lichte erscheine. Es ist hier die gleiche Auffassung derselben Verhältnisse unverkennbar. Machiavelli will nicht, nachdem ihn die Rückkehr der Medici seines republikanischen Amtes beraubt hat, schmollend und grollend dem Gemeinwesen den Rücken kehren, vielmehr richtet sich sein ganzes Streben darauf, auch unter den veränderten Verhältnissen zur politischen Arbeit, seinem Lebens-elemente, zurückkehren zu können. Mögen dabei auch äußerliche Beweg-

1 Discorsi III 1, hier heißt es gegen Ende des Abschnittes: conchiudesi, pertanto, non esser cosa più necessaria in un vivere comune, o setta o regno o repubblica che sia, che rendergli quella riputazione ch'egli aveva ne' principii suoi; ed ingegnarsi che siano o gli ordini buoni o i buoni uomini che faccino questo effetto, e non l'abbia a fare una forza estrinseca. [NM]

2 Discorsi I 9. 17. 18. Florentinische Geschichte, 4. Buch im Eingang [NM]

gründe mitgewirkt haben, mag namentlich die Dürftigkeit seiner materiellen Lage bedeutend in die Waagschale gefallen sein, so geht es letztlich doch nur aus dem Bewußtsein hervor, lediglich zur Beschäftigung mit politischen Dingen befähigt zu sein ¹, mit deren Aufhören die ganze Persönlichkeit in ihrem innersten Wesen gelähmt erschien.

Wir haben im allgemeinen eine andere Ansicht von der Stellung eines Staatsmannes, wir verlangen, daß derselbe, wenn seine Grundüberzeugung mit den Tatsachen in Widerspruch gerät, aus seiner Wirksamkeit scheidet, nie aber seine Gesinnung, wenn auch nur in geringem Maße, zurücktreten lasse ². Um nun bei einer solchen Betrachtungsweise gegen Machiavelli nicht ungerrecht zu werden, darf man zunächst nicht außer acht lassen, daß die heute bei uns geltende Anschauung wesentlich die Frucht des modernen Konstitutionalismus ist. Allein es kommt ein Weiteres hinzu, was veranlaßt, den italienischen Staatsmann des sechzehnten und den Politiker des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich in den Staaten des germanischen Europas, nicht mit dem gleichen Maße zu messen. Es wird sich hierbei um einen Unterschied germanischen und romanischen Wesens handeln, welcher auf einer im allgemeinen sicherlich richtigen Wahrnehmung beruht.

Die Deutschen haben häufiger, und gewiß mit vollem Rechte, den Vorzug einer tieferen Fassung der sittlichen Idee für sich in Anspruch genommen. Daher fordert denn auch die unter uns herrschende Anschauung vor allem, daß Gesinnung und Handlungsweise in bestimmter Wechselwirkung zu einander stehen. Anders der Romane; ihm ist [sind] das eigene Innere und die Außenwelt strenger geschieden, das Verhältnis zur letzteren ergreift ihn nicht in gleichem Grade persönlich. Jene erscheint ihm vielmehr nur als das Feld der mannigfachsten Wirksamkeit, für die Verstand oder sinnliche Leidenschaft, nicht aber das Gemüt die Grundlage bilden.

Von solchem Gesichtspunkte aus ist der Politiker Machiavelli zu beurteilen und zu würdigen; sein staatsmännisches Handeln wird nicht von dem Gefühl, sondern von dem Verstand bestimmt und empfängt von der Richtung nur auf das jedesmal Zweckmäßige und Mögliche ein einheitliches Gepräge. Wie aber als praktischer Staatsmann so ist Machiavelli auch als politischer Schriftsteller nirgends mit sich selbst in Widerspruch geraten.

Aber vielleicht wird man trotz alledem nur die Möglichkeit unserer Ansicht zuzugestehen geneigt sein und sich doch, eben weil es Machiavelli betrifft, für die andere ihm ungünstige Annahme entscheiden. Man könnte nämlich sagen, allerdings sei es als denkbar zuzugeben, daß Machiavelli in dem »Fürsten« aus echter reiner Vaterlandsliebe seiner innersten politischen Gesinnung keinen Ausdruck gegeben, sondern nur auf das sein Augenmerk gerichtet habe, was ihm unter den damaligen Zeitumständen als alleinige Rettung für Italien erschienen sei. Allein warum habe er dann überhaupt gleichzeitig in den »Discorsi«, noch dazu einer Schrift, welche er für seine Freunde verfaßt, im wesentlichen ein anderes Ziel als die Alleinherrschaft für die poli-

1 Gelegentlich spricht Machiavelli dies aus in einem Briefe an Fr. Vettori vom 9. April 1513. [NM]

2 Das klingt wie eine aus dem Jenseits schallende Stimme an diese unsägliche Frau Merkel, ihre Wünsche auf Ansiedlung der 10 Millionen Neger in Deutschland aufzugeben und nun endlich die politische Bühne zu verlassen. (30. Juni 2018)

tische Entwicklung aufgestellt? Eben wenn er in jeder Fiber Staatsmann gewesen sei, so lasse sich nicht erwarten, daß er etwa in den »Discorsi« eine ideale Staatseinrichtung entworfen habe; auch seien sie ja zugestandenermaßen gleicherweise von der Rücksicht auf Italien eingegeben, es sollte also das in ihnen Ausgesprochene ebenfalls in der politischen Entwicklung der Halbinsel zur Geltung kommen. Und auf der anderen Seite sei es doch gewiß sehr wahrscheinlich, daß Machiavelli, wenn überhaupt irgend jemandem, dann seinen Freunden gegenüber mit seiner Überzeugung nicht zurückgehalten habe.

Da scheint es denn fast so, als ob alle bisherigen Bemühungen, den Florentiner wenigstens gegen den Verdacht der Doppelzüngigkeit zu schützen, umsonst gewesen [seien]. Denn aus den eben angestellten Erwägungen zieht sich fast von selbst der Schluß, daß mindestens ebenso annehmbar wie die versuchte Rechtfertigung, ja genauer angesehen entschieden begründeter die Aufrechterhaltung der Beschuldigung sei, daß Machiavelli, um sich das Wohlwollen der Medici zu erwerben und in ihrem Dienste eine Verwendung zu finden, in dem »Principe« mit absichtsvoller Verleugnung seiner wahren Gesinnung hinsichtlich Italiens als Fürsprecher einer absolutistischen Alleinherrschaft aufgetreten sei.

Eine derartige Schlußfolgerung ist indes zunächst damit zurückzuweisen, daß zwischen der in den »Discorsi« und der in dem »Principe« ausgesprochenen politischen Gesinnung keineswegs eine absolute Verschiedenheit besteht. In der letzteren Schrift fehlt es durchaus nicht an gelegentlichen Äußerungen, welche die freiheitlichen Sympathien des Schreibenden zu erkennen geben, so wenn er die Bestrebungen des Volkes als die besten preist ¹. Und was anders als die tiefste Achtung vor der Freiheit hat Machiavelli den Gedanken eingeflüßt, daß weder Zeit noch empfangene Wohltaten jemals die Erinnerung an die Freiheit zu vertilgen vermöchten? Daher er seinem Fürsten zur sicheren Behauptung eroberter Freistaaten nur das eine Mittel ihrer völligen Vernichtung an die Hand zu geben weiß ². Und daß auch die »Discorsi« für Italien zunächst die Aufrichtung einer starken Monarchie als Ziel in das Auge fassen, geht aus den weiter oben angezogenen Stellen derselben hinreichend hervor.

Aber gleichwohl läßt sich freilich eine relative Verschiedenheit der in diesen beiden Schriften hervortretenden politischen Anschauungen nicht in Abrede stellen. Indes ist ja nach dem Bisherigen die Ausgleichung sehr einfach geboten. Allerdings hält Machiavelli auch für Italien an der republikanischen Staatsform, als an dem letzten Ziele der politischen Entwicklung, fest, allein zuvor muß das Verderben Italiens, welches er im dritten Buche der »Florentinischen Geschichte« mit ergreifender Meisterschaft geschildert hat, gehoben [behoben] werden, und die Mittel und Wege hierzu soll das Buch vom Fürsten darlegen.

Wie wenig aber Machiavelli Bedenken trug, auch den Medici gegenüber freien Einrichtungen das Wort zu reden, beweist vor allem jene schon mehrfach erwähnte Denkschrift über die Reform von Florenz, in der er sich für

1 Principe 9.

[NM]

2 Principe 5.

[NM]

eine freilich wesentlich eingeschränkte republikanische Staatsordnung ausspricht.

Damit aber ist, meinen wir, die Annahme, daß der »Principe« und die »Discorsi« als eng zusammengehörige Glieder eines Ganzen zu betrachten seien, nach allen Seiten unbestreitbar geworden.

Daß nun die Discorsi wesentlich der Rücksicht auf die italienischen Verhältnisse entsprungen seien, ist schon hervorgehoben, auch bereits durch das eben dargelegte teilweise begründet worden. Es möge daher nur noch auf eins aufmerksam gemacht werden, was besonders dazu geeignet ist, die Stellung dieser Schrift zu beleuchten, nämlich die scharfe Kritik, die Machiavelli von dem Standpunkte national—italienischer Politik aus an der geistlichen Herrschaft in Rom übt ¹. Denn sie vor allem ist es nach seiner Meinung, welche Italien nicht hat zur Einheit gelangen lassen, indem, wie an einer Stelle der »Florentinischen Geschichte« in treffender Kürze gesagt wird, die Besorgnis vor einem mächtigen [Fürsten] die Päpste jederzeit dazu veranlaßte, einen schwachen [Fürsten] zu erheben; war dieser dann gewachsen und zur Kraft gelangt, so fürchteten sie ihn und suchten ihn wieder zu stürzen ².

So gewinnen wir denn schon von dem Boden der »Discorsi« aus für den eng mit ihnen zusammenhängenden »Principe« den Grundgedanken, daß, wie überhaupt für sittlich verkommene Völker, für Italien nur von einer starken Alleinherrschaft Heil zu erwarten sei. Damit aber ist es von selbst gegeben, daß Machiavelli auch im einzelnen die Verfahrensweise darlegt, welche der neue Beherrscher Italiens zu beobachten habe.

Es soll nun der Umstand nicht besonders betont werden, daß Machiavelli seine Beispiele zum größten Teile der Geschichte Italiens entnommen und damit schon, freilich nur ganz äußerlich, die Anwendung seiner Gedanken auf dieses Land nahegelegt hat. Allein zunächst sei hervorgehoben, daß der ganze Zusammenhang des Buches vom »Fürsten«, seine wesentlichen Gesichtspunkte unverstanden bleiben, wenn man nicht in der damaligen Lage Italiens den Ursprung der Schrift sucht.

Von vornherein geht Machiavelli in dem »Principe« von der Unterscheidung zwischen erblichen und neugegründeten Herrschaften aus und wendet dann sein ganzes Interesse diesen letzteren zu, so daß seine Schrift sich wesentlich zu einer Anweisung gestaltet, wie ein neues Fürstentum in das Leben gerufen und, vor allem, wie es am leichtesten behauptet werden könne ³. Diese an und für sich willkürliche Distinktion findet ihre volle Erklärung in der Beziehung auf Italien, wo es eben der Einigung zu einer neuen gesicherten und dauerhaften Herrschaft bedurfte.

Wo Machiavelli von inneren Bewegungen redet, drängt sich ihm alsbald das Bild des Parteienwesens in den Städten Italiens, der Gedanke an die auf dem Boden der Halbinsel ganz vornehmlich heimischen Verschwörungen in den Vordergrund ⁴.

1 23) Discorsi I 12, wo Machiavelli erstens ausführt, daß es die Italiener der Kirche und ihren Priestern verdankten, d'essere diventati senza religione e cattivi, dann aber das weit verhängnisvollere che la chiesa ha tenuto e tiene questa nostra provincin divisa. [NM]

2 Florentinische Geschichte 2. Buch [NM]

3 Principe 1. 2. [NM]

4 Principe 19. vgl. Discorsi III. 6. [NM]

Seine Darlegungen von der Unzuverlässigkeit der Söldner und Hilfstuppen im Gegensatz zu den von den Bürgern selbst geführten Waffen sind auch so recht mitten aus den Erfahrungen des damaligen Italiens geflossen ¹.

Allein weiterhin stellt er nun in einem eigenen Abschnitte geradezu darüber Betrachtungen an, warum die Fürsten Italiens so häufig ihre Staaten verloren ². Und da, wo er von dem Glück in menschlichen Dingen handelt, untersucht er vor allem, woher in Italien der häufige Wechsel der Glücksfälle stamme ³.

Nimmt man ferner noch die Widmung des Buches an Lorenzo Medici hinzu, so schwindet jeder Zweifel hinsichtlich seiner Bestimmung. Hier heißt es denn unter anderem:

»Eure Durchlaucht nehme daher dieses kleine Geschenk mit der Gesinnung entgegen, in welcher ich es sende. Erwägt und leset Ihr dies Buch mit Aufmerksamkeit, so werdet Ihr darin meinen innigsten Wunsch erkennen, daß Ihr die Größe erreichen möchtet, zu welcher Euch das Glück und Eure ausgezeichneten Eigenschaften berufen« ⁴.

Endlich sei noch des Schlusses kurz gedacht, wo Machiavellis Ausdrucksweise zu höherem Schwunge sich erhebt und schon dies erkennen läßt, daß die ganze Darlegung hier ihren Gipfel findet. In diesem letzten Abschnitte handelt der Verfasser des »Principe« davon, wie Italien von den Barbaren zu befreien sei, und endet, an Lorenzo Medici, den Neffen Leos X, sich wendend, mit der Aufforderung:

»So übernehme denn Euer erlauchtes Haus diese Sendung mit dem Mute und der Hoffnung, womit man gerechte Unternehmungen angreift [anpackt], damit unser Vaterland unter seiner Fahne verherrlicht werde« ⁵.

Aber welches sind denn nun die Gedanken, die Machiavelli hinsichtlich des künftigen Fürsten von Italien [italienischen Fürsten s. Fußnote 1 S. 35] ausgesprochen hat, auf welchen Grundlagen soll derselbe seine neue Herrschaft aufbauen?

Da erscheint es denn als oberster Grundsatz, daß dieser Fürst nur sein Ziel fest im Auge halten, in der Wahl der Mittel aber ohne Bedenken sein müsse. Dieser Gedanke wird zwar nicht im allgemeinen als leitendes Prinzip aufgestellt, wohl aber mit der vollen Rücksichtslosigkeit und Konsequenz, wie sie nur hervorragenden Geistern eigen zu sein pflegen, im einzelnen durchgeführt.

Ohne Frage ein Grundsatz von verhängnisvoller Tragweite, der indes erst dann die Welt mit dem tiefsten sittlichen Unwillen erfüllte, als er von der

1 Principe 12. 13. vgl. Discorsi II. 20. [NM]

2 Principe 24. [NM]

3 Principe 25. [NM]

4 Pigli adunque Vostra Magnificenza questo piccolo dono con quello animo che io lo mando; il quale se da quella fia diligentemente considerato e letto, v conoscerà dentro un estremo mio desiderio che lei pervenga a quella grandezza che la fortuna e le altre sue qualità le promettono. [NM]

5 Pigli, adunque, la illustre casa vostra questo assunto con quello animo e con quelle speranze che si pigliano l'impresе giuste, acciochè sotto la sua insegna e questa patria ne sia nobilitata. [NM]

Gesellschaft Jesu ¹ mit vollem Bewußtsein in das Leben eingeführt, zur ethischen Maxime erhoben wurde. Und nur mit Unrecht fällt die Gehässigkeit der späteren Ausbildung dieses Gedankens auf Machiavelli zurück. Denn nirgends hat er eine absolute Rechtfertigung des Grundsatzes von der Heiligung der Mittel durch den angestrebten Zweck versucht, sondern nur, was freilich schon sehr weit griff, mit der Not von Ausnahmeverhältnissen entschuldigt, was an und für sich auch seinen Beifall nicht hat. Eben der Umstand, daß es sich für ihn um einen ausnahmsweisen Zweck handelt, begründet eine wesentliche Verschiedenheit zwischen seiner und der Auffassung der Jesuiten, deren Anwendung dieses Grundsatzes dann auch noch deshalb in ungleich höherem Grade verderblich werden mußte, als sie sich auf die tiefsten und innerlichsten Seiten des Menschen erstreckt. Denn gerade dies letztere ließ denselben zu einer so gefährlichen Waffe der Selbstsucht des Subjektes werden, während, wenn Machiavelli seinem Fürsten rät, jedes Mittel zu seiner Selbsterhaltung zu gebrauchen, hier nur scheinbar ein subjektiver Zweck hervortritt, es im Grunde nur der durch jene bedingten Wiederherstellung des Staates gilt.

Für den durch die soeben berührte Grundanschauung beherrschten politischen Standpunkt läuft alles ganz von selbst auf zwei Gesichtspunkte hinaus: Erwerbung und Befestigung der Macht nach außen, wo sich immer eine Gelegenheit dazu darbietet, und möglichste Unumschränktheit der Gewalt im Innern. Wenn weder Glück noch persönliche Bedeutung zum Erwerbe oder zur Erweiterung einer Herrschaft führen, so gibt es noch einen anderen Weg hierzu, welchen Machiavelli nicht eingehend erörtern will, sondern für den Verständigen genugsam an einigen Beispielen, nämlich des Agathokles von Syrakus ² und Oliverotto von Fermo ³, erläutern zu können meint, nämlich den ruchloser, verbrecherischer Gewalttat ⁴. Und auch sie erscheint als berechtigt, wenn sie gelingt; denn für die Beurteilung hängt, wie die Menschen einmal sind, zuletzt so ziemlich alles von dem Erfolge ab ⁵.

Seinen Untertanen gegenüber muß der Herrscher alles vermeiden, was Haß oder Mißachtung erweckt ⁶; und wenn es ihm nicht möglich ist, Liebe und Furcht zugleich hervorzurufen, so ist es besser für ihn, gefürchtet als geliebt zu werden; denn die Liebe ist Sache des freien Wollens, die Furcht aber flößt der Fürst ein, sie hängt somit von ihm ab, und er stützt sich daher, wenn er gefürchtet wird, auf dasjenige, was er in seiner Gewalt hält ⁷.

Hiernach bestimmt sich nun das Bild, welches Machiavelli von der Persönlichkeit seines Fürsten entworfen hat. Vor allen Dingen soll er sich derjenigen Laster enthalten, welche ihn der Verachtung preisgeben und sein Ansehen gefährden würden, nicht etwa aus Rücksicht auf das Sittengesetz, sondern aus politischer Klugheit. Dies Letztere erkennt man unzweifelhaft dar-

1 Wer sich über den Orden Jesu informieren möchte, dem biete ich dieses [Buch](#) an. Weiteres unter »Ignatius von Loyola« im Dictionnaire [Personen](#) und unter »Böses«, »Gedränge« und »Jesuiten« im Dictionnaire [Sachen](#).

2 Näheres bitte ich im Dictionnaire [Personen](#) nachzulesen.

3 Einer der Verschwörer des Jahres 1502 gegen Cesare Borgia.

4 Principe 8.

[NM]

5 Principe 18.

[NM]

6 Principe 19.

[NM]

7 Principe 17.

[NM]

aus, daß Machiavelli hinzufügt, wenn er die Fehler, welche solche Folgen nicht nach sich zögen, nur schwer vermeiden könne, so möge er sich ihnen mit geringerer Scheu hingeben. Ja, einzelner Laster kann der Fürst durchaus nicht entraten, sofern sie nämlich zur Begründung seiner Sicherheit und Wohlfahrt beitragen ¹. Machiavelli unter Umständen die Grausamkeit, für deren Gebrauch er deshalb eine wohlerwogene Unterscheidung an die Hand gibt. Richtig angewendet erscheint sie nämlich alsdann, wenn der Fürst sich ihrer einmal bedient, natürlich nur da, wo es notwendig ist; verderbenbringend aber wird sie für denjenigen, der sie wiederholt übt. Und so faßt sich Machiavellis Lehre dahin zusammen, daß die Unbilden alle auf einmal zugefügt werden müssen, damit sie, weniger empfunden, in geringerem Maße verletzen. Und auch die Kehrseite hiervon, daß ein Fürst seine Wohltaten nur ganz allmählich erweisen dürfe, unterläßt Machiavelli nicht bei dieser Gelegenheit auszusprechen ².

Als einen weiteren Fehler, welcher sich für den Herrscher zur Tugend verkehre, betrachtet Machiavelli z. B. den Geiz, indem die Freigebigkeit, welche er übrigens gar nicht von Verschwendung unterscheidet, sich selbst verzehre und den Fürsten, welcher sie übe, entweder in Armut und damit in Verachtung bringe, oder zur Bedrückung seiner Untanen nötige und so dem Hasse preisgebe ³.

Tugend und strenge Rechtlichkeit sind es im allgemeinen, die Achtung und Hochschätzung erwerben, aber nicht selten erscheinen sie mit der klugen Erwägung des jedesmaligen Vorteils unvereinbar. Daher kann es denn dem Fürsten, dessen höchstes Ziel sein und das mit diesem verbundene Interesse des Staates ist, häufig hinderlich werden, wenn er bemüht ist, sich in allem als edeldenkend und rechtschaffen zu bewähren.

Allein gleicher Zeit ist ihm der Ruf der Tugendhaftigkeit stets förderlich; und so gibt es denn nur einen folgerichtigen Schluß, welchen Machiavelli auch ganz ungescheut gezogen hat. Abgesehen nämlich davon, daß der Fürst mit aller Aufrichtigkeit darnach trachten soll, so lange als möglich rechtschaffen zu handeln, so muß er unter allen Umständen nach dem Scheine der Tugend streben, auch ohne sie wirklich zu besitzen, oder wenn sie ihm eigen ist, sie dann wenigstens nur so haben, daß er jederzeit sein Tun einrichten könne, als hätte er sie nicht. Ja noch mehr, der Inhaber einer neu gewonnenen Herrschaft wird häufig genötigt sein, zur Erhaltung seines Thrones Treue und Nächstenliebe, Menschlichkeit und Gottesfurcht zu verleugnen, und er wird sich allezeit dazu bereit halten müssen, seine Handlungsweise nach dem Wechsel des Glückes zu gestalten.

Solange die Verhältnisse es gestatten, möge er den Weg des Guten nicht verlassen, aber auch das Böse, wo es erforderlich ist, zu üben im Stande sein. Drängt ihn der Gang der Dinge mit gebieterischer Notwendigkeit aus der Bahn von Recht und Sitte hinaus oder, um mich einem Ausdrucke Machiavellis anzuschließen, wird er genötigt, von dem eigentümlich menschlichen d. h. dem Boden des Gesetzes auf den der Gewaltsamkeit, welche zunächst

1 Principe 15.

[NM]

2 Principe 8.

[NM]

3 Principe 16.

[NM]

dem Tier eignet, hinüberzutreten, so muß er nicht nur den Löwen, sondern auch den Fuchs zu spielen wissen, damit er, wie an Stärke, so auch an Verschlagenheit andern überlegen sei und sein Wesen, seine Ziele und Bestrebungen so lange zu verbergen vermöge, bis er sie ohne Schaden enthüllen kann.

Darnach wird man von selbst zu ermessen im Stande sein, welche Antwort Machiavelli auf die Frage bereit hält, ob der Fürst feierliche Zusicherungen zu erfüllen habe oder nicht? An und für sich spricht auch Machiavelli, wie man vermuten kann, zu Gunsten der Haftbarkeit für die gegebene Zusage; aber auch in diesem Punkte fordert es die Herrscherklugheit, den Dingen der Welt, wie sie nun einmal beschaffen sind, sich anzubequemen, sein Wort also nur dann zu erfüllen, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann. Natürlich wird es indes gerade hier besonders kluger Vorsicht bedürfen, um nicht von vornherein Zweifel, welche die Zuverlässigkeit erschüttern, aufkommen zu lassen und damit den ganzen Gewinn in Frage zu stellen. Daher gilt es für den Herrscher, Verstellung und Heuchelei mit vollendeter Meisterschaft zu üben ¹.

Solche Grundsätze, mit geschmeidiger Klugheit und Erfahrung gehandhabt, konnten allerdings zeitweilig eine Herrschaft zu bedeutender Macht emporheben. Auf die Dauer freilich würde sie sich selbst vernichtet haben, wie dies auch das Beispiel aller Staaten zeigt, in welchen dieselben zur Geltung gelangt sind. Und auch hierin wird man mit vollem Rechte eine weitere Stütze für die Annahme erkennen, daß Machiavelli solchen Prinzipien nur vorübergehende Geltung, eben angesichts der ausnahmsweisen Lage des damaligen Italien, beigemessen habe. Seinem geübten Blicke hätte es sich gewiß nicht verborgen, daß für dauernde und geordnete Verhältnisse ein solches politisches Verfahren als ein äußerst kurzsichtiges erscheinen muß.

Allein richtig erwogen und beurteilt macht dasselbe Machiavellis staatsmännischer Begabung alle Ehre. Die ihn umgebenden Herrschaften hat er scharf und fein beobachtet, in das Wesen der damaligen Fürsten und Völker einen tiefen Blick getan, und auf Grund dessen mit kraftvoller, schöpferischer Hand das Bild seines neuen Herrschers entworfen, in welches er trotz der eigentlich nur vorübergehenden Bedeutung desselben doch manche Züge zu verweben gewußt hat, die noch heute ungetheilten Beifall verdienen.

Einzelnes dahin gehörige möge hier eine Stelle finden; so fordert er den Herrscher dazu auf, an der Geschichte, den Taten großer Männer seine Seele zu bilden, seinen Körper aber für die rauhe Arbeit des Krieges zu stählen ².

Hinsichtlich dieser letzteren aber begegnet uns bei Machiavelli wieder eine für ihn charakteristische Einseitigkeit. Es ward schon hervorgehoben, daß er mit seinen staatlichen und kriegswissenschaftlichen Ansichten wesentlich innerhalb des Altertums stehen geblieben sei. Dies findet hier eine sehr augenfällige Bestätigung. Machiavelli behauptet nämlich, gute Waffen zögen notwendig auch eine gute Staatsordnung, gute Gesetze nach sich ³. Wie überraschend auch auf den ersten Blick diese Ansicht erscheinen mag, so sehr

1 Diese Züge sind dem 15. 18. 19. Abschnitte des »Fürsten« entnommen; man vergleiche auch »Discorsi« I 41. 44. II 13. [NM]
2 Principe 14. [NM]
3 Principe 12. Discorsi I 4. [NM]

wird sie verständlich, wenn man in ihr nur einen aus der Betrachtung der alt-römischen Einrichtungen gezogenen Grundsatz erkennt. Denn in der Blütezeit des republikanischen Roms beruhte allerdings die innere Kraft wie die äußere Macht des Staates letztlich auf einer eigentümlichen, sehr engen Verbindung von staatlicher und militärischer Organisation, vermöge deren das Heer Bürgerheer, das Volk ein Volk in Waffen war.

Und wer möchte Machiavelli dann weiterhin nicht beistimmen, wenn er seinen Fürsten zu glänzenden Taten anspornt, wenn er ihn auffordert, sich als den Gönner jedes Verdienstes zu erweisen, oder ihm entgegenhält, wie mehr denn in der besten Festung der Herrscher darin Schutz finde, daß ihn sein Volk nicht hasse ¹? Gereiftes staatsmännisches Urteil bekundet er ferner zum Beispiel in Demjenigen, was er hinsichtlich der Neutralitätspolitik geäußert hat, die er im allgemeinen entschieden verwirft, da sie keine Sympathien erwecke, wohl aber sehr leicht nach allen Seiten Mißtrauen und Verstimmung säe ². Endlich fällt ihm die Erfahrung so mancher Völker und Zeiten bei, wenn er die Einsicht und den Wert eines Herrschers zum großen Teile nach den Ministern, welche sich derselbe zur Seite gestellt hat, bemessen will ³.

So wird man in jeder Beziehung dem politischen Genius Machiavellis seine Huldigung nicht versagen können, wird auch die in seinem »Principe« niedergelegten Grundsätze zu entschuldigen ein Recht haben, sofern sie einer von heiligem Eifer für das Vaterland erfüllten Seele, die keinen anderen Weg der Rettung mehr vor sich sieht, entsprungen sind. Allein dies darf die ethische Beurteilung in keiner Art beirren. Für die rein menschliche Betrachtungsweise wird es nur beklagenswert erscheinen können, daß ein so reicher Geist wie der Machiavellis zu der Aufstellung solcher Grundsätze als zu dem einzigen noch vorhandenen Heilmittel geführt worden ist. Aber das ist ja eben der tiefste Unsegen verrotteter politischer Zustände, daß durch sie die Masse der Menschen stumpf und geistlos, roh und genußsüchtig wird, während die begabten Geister frivol und ohne tieferes ethisches Gefühl, vor allem aber ohne Bewußtsein um die Würde des Menschen sind, der ihnen nirgends so entgegentritt, daß sie ihn achten und ehren lernten.

Und hier stoßen wir auf den letzten Grund der Gedanken, welche Machiavelli in seinem Fürsten entwickelt hat, und die überall das Gefühl der Ehrfurcht vor dem menschlichen Wesen vermissen lassen. Daher sind ihm die Menschen im allgemeinen ohne tiefere Einsicht, leichtgläubig und vom Scheine bestimmt, undankbar und heuchlerisch, feige und wankelmütig, genuß- und gewinnsüchtig, trügerisch und treulos, mit einem Worte Pöbel ⁴.

Und wer möchte selbst bei solchen allzusehr ins Schwarze malenden Urteilen Machiavelli scharfe Beobachtung, tief eindringende Kenntnis der Menschen absprechen? Fürwahr ihm hat sich das Wesen, vor allem die Schwäche unseres Geschlechtes enthüllt. Wie manches verfehlte Menschen-dasein findet doch in demjenigen seine Erklärung, was er gelegentlich, indes eben hier vornehmlich sein psychologisches Verständnis bekundend, ausge-

1 Principe 21. 22.

[NM]

2 Principe 21.

[NM]

3 Principe 22.

[NM]

4 Principe 17. 18. 19. 23. 24. 25. Discorsi I Einleitung. I 3. 9. 25.

[NM]

sprochen hat, daß der Ehrgeiz in der menschlichen Brust nie erlösche, weil die Natur den Menschen so geschaffen habe, daß er alles begehren, aber nicht alles erreichen könne!

Hat aber Machiavelli im allgemeinen richtig beobachtet, wie kann man dann wegen der aus solchen Erfahrungen gezogenen Grundsätze mit ihm rechten? Doch nicht etwa deshalb, weil er seine Überzeugung nicht in sich verschlossen, sondern dieselbe mit allerdings fast zynischer Offenheit ausgesprochen hat? Gewiß nicht; aber dennoch trifft ihn ein schwerer Vorwurf. Denn nirgends offenbart er Schmerz und Trauer über die von ihm wahrgenommene Verkommenheit und Niedrigkeit der großen Masse der Menschen. Und dies wäre schlechterdings von ihm zu fordern gewesen. Je tiefer er die einzelnen ihn umgebenden Individuen versunken sah, um so lebendiger mußte ihm der klaffende Widerspruch vor die Seele treten, welcher zwischen ihnen und der Idee des Menschen, dem Begriffe der Gattung bestand. Wäre er von der Hoheit der menschlichen Natur als solcher erfüllt gewesen, so hätte ihm dieser Gegensatz in das Bewußtsein treten müssen. Dann aber hätte sich ihm eine völlig andere Anschauung und Schlußfolgerung ergeben. Denn nur das vollständige Verkennen menschlichen Wesens macht es bei einem sonst so klaren Geist erklärlich, daß er bei einem Schlusse anlangt, welcher die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt. Und ein solcher ist doch der, daß ein verkommenes Volk durch eine auf unethischem Grunde erwachsene Verfahrensweise seines Herrschers sittlich gehoben und damit zur Freiheit wieder fähig gemacht werden könne. Vielmehr hätte es Machiavelli dem Fürsten als erste und einzige Pflicht entgegenhalten müssen, daß er in seinem eigenen Tun strenge Tugend übe, um so an seinem Teil zur sittlichen Wiedergeburt des verkommenen Volkes beizutragen. Statt dessen soll sich das ganze Streben des neuen Regenten zunächst darauf richten, aus der klar erkannten Schwäche und Versunkenheit im Interesse einer starken und wirkungsvollen Herrschaft Kapital zu machen, mit einem Worte, er soll auf die Nichtswürdigkeit und sittliche Untüchtigkeit spekulieren, und zwar zuletzt immer nur zu dem Zwecke, die erstorbene Sittlichkeit des Volkes wieder zu beleben und dieses dadurch allmählich wieder für die Freiheit reif zu machen. Wenn man auch Machiavelli alles Übrige zugute halten kann, darin wird man stets ein frevelhaftes Attentat auf das höchste Gut, die Würde des Menschen, erkennen müssen. Aber hiermit hat sich denn auch Machiavelli selbst gerichtet. Denn eine ethische Weltbetrachtung wird vor allem von der Anerkennung der Hoheit, wie sie dem menschlichen Geschlechte und jedem Einzelnen als Glied desselben eignet, und der daraus sich ergebenden bedeutsamen sittlichen Aufgabe anheben müssen. Wo die Erkenntnis hiervon als die Grundlage der Persönlichkeit fehlt, da ist diese in ihrem innersten Kern eine schlechterdings unethische.

Und dieses Urteil werden wir nicht umhin können, auch über Machiavelli zu fällen. So wenig wir denjenigen beizustimmen vermögen, die behaupten, daß Machiavelli mit Bewußtsein die Politik von der Moral völlig losgelöst oder gar der letzteren offenkundig Hohn gesprochen habe, so entschieden sind wir der Meinung, daß sich, ihm selber natürlich völlig unbewußt, in dem, was er zur Rettung Italiens anempfiehlt, der Mangel einer eigentlich sittlichen

Lebensanschauung kundgebe, und daß in diesem letztlich die Wurzel der Gedanken des »Principe« zu suchen sei. Und daß Machiavelli in der Tat jener reinere ethische Grund seines Daseins abging, gibt sich unter anderem auch in seiner Auffassung von der Frau kund, wie sie namentlich in seinen dramatischen Werken zu Tage tritt. Im allgemeinen wird man ja nicht irre gehen, wenn man den ethischen Wert einer Persönlichkeit nach dem Urteile bemißt, welches sie über das Weib, dessen Stellung und Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft fällt.

Allein mit welchem Rechte ließe sich auch von Machiavelli eine tiefere sittliche Betrachtung der menschlichen Dinge erwarten? Findet doch ein jeder noch so bedeutende Mann an dem Geiste seiner Zeit eine Schranke der Größe seines eigenen Geistes! Und fürwahr Verrat, Meuchelmord, Greuel und Schändlichkeiten aller Art erfüllten die Atmosphäre, welche Machiavelli umlagerte, und über die auch sein noch so geschärftes Auge nicht hinauszudringen vermochte.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, mehr als eine nur flüchtig andeutende Charakterisierung des sittlichen Lebens der Italiener in jenen Tagen zu geben. Bekannt ist die Zügellosigkeit des geschlechtlichen Verkehrs, welche die Grundlagen des ehelichen Lebens erschütterte, indem sie keiner Schranken der natürlichen Ordnung achtete.

Und wenn man auch über alle die Ausbrüche roher Gewalttätigkeit, leidenschaftlicher Rachsucht, wie sie in den ungebildeteren Kreisen des Volkes zu Tage traten, hinwegsehen will, der privilegierte Meuchelmord, welchen die höheren und höchsten Stände ausübten und ausüben ließen, wird nicht leicht seinesgleichen wieder haben.

Von dem Verdachte, sich desselben gelegentlich bedient zu haben, ist kaum einer der damaligen Fürsten und Großen Italiens frei geblieben, und man darf keineswegs hierbei nur an einige der verderbtesten Päpste des 15. Jahrhunderts denken, die freilich zum Teil, wie Alexander VI. und sein ihn vollkommen beherrschender Sohn Cesare Borgia allen übrigen darin vorangingen. Und bei diesen letzteren hat man dann nicht zu vergessen, daß sie Spanier gewesen, und daß deshalb ihre Sinnes— und Handlungsweise, wenn auch im Grunde der der Italiener wesentlich gleichartig, doch in ihrer Erscheinungsform roher und gewaltsamer ist. Daher die unerhörte Treulosigkeit und Grausamkeit Cesares im Kampfe gegen die römischen Großen, deren Feindschaft wider einander er mit dämonischer Freude in seinem Interesse zu benutzen wußte, daher sein Wüten gegen die eigene Familie, gegen die Vertrauten seines Vaters, den er mehr und mehr isolierte, um sich den unumschränktesten Einfluß auf ihn zu sichern. Furchtbar trieb in den Tagen Alexanders VI. blutige Gewalttat ihr Wesen in Rom; ein förmlich organisiertes Morden raffte einen Jeden dahin, welcher Cesares Plänen hinderlich erschien oder durch seinen Reichtum des Vaters Geldgier reizte. Wo der Dolch nicht hinreichte, wendete man die feinsten und künstlichsten Gifte an, in deren Bereitung jene Zeit eine seltene Fertigkeit erlangt hatte. Aber zuletzt brach über Vater und Sohn selbstverschuldet das Verderben herein; aus Versehen genossen sie von vergiftetem Weine, welcher einem reichen Kardinal als Todes-

trank bereitet worden war. Alexander starb ¹, und für Cesare trat der einzige Fall ein, den er außer acht gelassen, als er im voraus die Maßregeln überdacht hatte, welche er zur Sicherung seiner Herrschaft beim Tode Alexanders zu ergreifen habe. Krank und hilflos lag er darnieder, und das stolze, blutige Gebäude seines Ehrgeizes sank in sich selbst zusammen.

Um indes über solches Treiben ein völlig parteiloses [unparteiisches] Urteil zu fällen, muß man sich daran erinnern, daß die von Alexander VI. und namentlich Cesare Borgia verfolgten politischen Ziele volle Billigung verdienen. Die Beugung und Niederwerfung des Adels im Kirchenstaate, der überall noch einen Teil der Souveränitätsrechte besaß und so vor allem die kräftige Entfaltung des Staates hemmte, war das Ziel, welches sie anstrebten; und dies konnte für die politische Entwicklung nur segensreich werden. Freilich sind damit die von ihnen eingeschlagenen Wege nicht gerechtfertigt; im Gegenteile, die gewählten Mittel modifizieren notwendig in gewissem Maße das Urteil über den Wert des durch sie Bezweckten.

Wir haben einen Augenblick bei Cesare Borgia verweilt, nicht als ob es unsere Meinung wäre, daß in ihm die charakteristischste Erscheinung des italienischen Lebens jener Tage sich darstelle, sondern weil Machiavelli gelegentlich eine entschiedene Sympathie für denselben kundgegeben und in gewisser Beziehung den Sohn Alexanders VI. seinem Fürsten als Vorbild entgegengehalten hat; ohne Zweifel deshalb, weil er seltene Tatkraft und politische Begabung in ihm fand und wahrnahm, daß sich dieselben in einer Richtung bewegten, von der auch er das Heil der Halbinsel erwartete.

Zu einem einigermaßen richtigen Bilde jener Zeit gehört es nun aber auch, daß man es sich in das Gedächtnis zurückruft, wie an das Pontifikat Alexanders das Julius II. sich anreihete und diesem Leo X. folgte, und wie beide Männer zum Teil ähnliche Bestrebungen wie die Borgias auf wesentlich anderen Wegen zu verwirklichen suchten.

Für unseren Zweck genügt es, in diesen wenigen Andeutungen uns wiederum den Anschauungskreis vergegenwärtigt zu haben, welcher in dem Italien jener Zeit der herrschende war.

Fragt man nun aber nach den tieferen Gründen desselben, so bieten sich als solche mehrere wesentliche Bestandteile des damaligen Lebens dar. Zunächst die Art und Weise, wie der italienische Humanismus sich dem Altertum gegenüberstellte, sofern er in ihm nicht nur ein formelles Prinzip, sondern einen materiellen Kanon zu finden meinte. Natürlich haftete man dabei zunächst an demjenigen, was sich dem Betrachter unmittelbar darbietet, dem Äußern der Handlungsweise. Diese konnte man sich ohne weiteres aneignen, während die Anschauung, aus welcher sie hervorgewachsen war, sich nicht so leicht, ja ohne Unwahrheit niemals völlig übertragen ließ. Selbstverständlich aber hatte man in der von dem Boden ihrer eigentümlichen Begründung losgelösten Handlung etwas anderes, als sie ursprünglich gewesen. So wirkten die Kenntnis und Herrschaft des Altertums, die in der Folge für die Entwicklung des modernen Geistes, für die Gestaltung auch der modernen Idee der

¹ Die sogenannte Forschung ist sich nicht einig, ob beide wirklich vergiftet wurden. Man meint, sie könnten auch an Malaria erkrankt sein.

Sittlichkeit von großer Bedeutung geworden sind, zunächst wie fördernd auf das geistige so zerstörend auf das sittliche Leben des damaligen Italien ein.

Wenn an einer früheren Stelle gesagt wurde, daß für den Romanen in höherem Maße als für den Germanen Verstand oder Sinnlichkeit das Motiv des Handelns bilden, so hat dies seinen letzten Grund in einer schärferen Ausbildung und entschiedeneren Herrschaft des Individualismus. Und wenn solches von den Italienern überhaupt gilt, so in besonderem Maße von denen des 15. Jahrhunderts. Denn dieser Zeit fehlt, vielleicht mehr als irgend einer anderen, dasjenige, was als Gegengewicht gegen die Ausschreitungen des Subjektivismus erscheint, die Idee der Gesellschaft. Nur wo das individuelle Leben in dem richtigen Verhältnisse zu ihr steht, ist die Voraussetzung für eine rechtbeschaffene Sittlichkeit vorhanden.

Daß nun aber gerade in Machiavellis Tagen diese Grundbedingung des ethischen Lebens mangelte, ist leicht einzusehen.

Wenn man den Unterschied zwischen dem klassischen Altertum und [dem] Mittelalter in seiner Tiefe fassen will, so wird man vor allem auf das Verhältnis geführt, in welchem Religion und Sittlichkeit zueinander standen. Der in beiden Zeiträumen herrschenden Anschauung ist es gemeinsam, daß sie den Gedanken von der bloß subjektiven und individuellen Beschaffenheit der Religion nicht kennt, und daß in dem Augenblicke, wo sich derselbe mehr oder weniger bewußt geltend zu machen weiß, der bereits vorhandene Verfall sowohl des antiken als des mittelalterlichen Lebens bemerkbar wird. Die Verschiedenheit aber liegt darin, daß das Altertum eine Staatsreligion, das Mittelalter eine Kirche hervorgebracht hat. Mit anderen Worten, dort hat die das ethische Prinzip repräsentierende Idee des Staates das religiöse Bewußtsein sich unterworfen, zu einem Bestandteile ihres Begriffes gemacht. Und eben in Folge hiervon ist der antike Staat erstarrt und verknöchert, indem er damit das in ihm liegende ideelle Moment des frischen Lebens und der stetig sich vollziehenden Erneuerung, wie sie von einer freien, nicht gebundenen Religiosität ausgegangen wären, selbst beraubte.

Im Mittelalter findet das Umgekehrte statt. Die Religion hat die sittliche Idee an sich gezogen, sich dieselbe dienstbar gemacht. Nur so konnte sie, die ihrem Wesen zufolge rein subjektiv, gemeinschaftsbildend werden, indem sie nämlich den Gedanken der Gesellschaft aus der sittlichen Sphäre, die sie sich assimiliert hatte, herübernahm; und auf diesem Wege hat das Mittelalter eine Kirche hervorgebracht. Wenn auch dieser Prozeß Zeugnis gibt von der Gewalt des religiösen Impulses in der Zeit, wo es dem religiösen Leben gelang, das sittliche in seinen Dienst zu ziehen, so war die Religion gleichwohl, indem sie eine Kirche bildete, über sich selbst, über ihr eigentümliches Wesen hinausgegangen. Und doch war diese überspannte religiöse Idee wiederum nicht mächtig genug, um das sittliche Leben in völlig widerstandsloser Abhängigkeit von sich zu erhalten und so die letzte Konsequenz ihrer Bestrebung zu ziehen, d. h. den Gottesstaat seinem vollen Begriffe nach ins Leben zu rufen. Vielmehr machte sich eine ganz bestimmte Reaktion der sittlichen Sphäre gegen die Gebundenheit, in welcher sie die Kirche hielt, geltend und wurde immer mächtiger, je mehr in Folge eben des Umstandes, daß das religiöse Leben über sich selbst hinausgegangen war, dessen Intensität abnahm. Und die

Gegenwirkung gegen die unorganische Verbindung des religiösen und sittlichen, wie sie die Kirche repräsentierte, ging noch dazu nicht nur von der Seite dieses letzteren, sondern ebenso sehr auch von dem wohlverstandenen religiösen Interesse aus, das sich ebenfalls durch jene widernatürliche Vereinigung in seiner eigentümlichen Entfaltung gehemmt und beeinträchtigt fand. So geht die Kirche an ihrem Begriffe selbst zu Grunde. Die verhängnisreichste der Folgen aber, welche die Auflösung des mittelalterlichen Kirchentums nach sich zog, war ohne Zweifel die, daß für die damals herrschende Auffassung mit dem Falle der Kirche auch das sittlich—religiöse Leben seiner Stützen beraubt zu sein schien.

In Machiavellis Zeit aber trat ja nun der völlige Ruin der mittelalterlichen Kirchenbildung in das Bewußtsein, und die nächsten Konsequenzen desselben machten sich natürlich gerade damals geltend. Die bisherigen Formen des sittlich—religiösen Lebens waren zerstört, eine Erneuerung hatte noch nicht stattgefunden, an die antike Staatsidee aber als an ein Prinzip des sittlichen Lebens sich anzulehnen, war deshalb nicht möglich, weil man sich nicht alles eigentümlich Christlichen entäußern konnte.

Dem feinen Gefühle Machiavellis hat sich dieser merkwürdige Zustand seiner Zeit nicht verborgen, und er hat ihn, vielleicht sich selber unbewußt, in einer für die Anschauung jener Tage sehr charakteristischen Weise bezeichnet, wenn er die damalige Lage Italiens darauf zurückführte, daß die römische Kirche und ihre Priester alle Gottesfurcht und Religion in Italien vernichtet hätten. Damit ist nämlich nach seiner Auffassung auch die Zerstörung des sittlichen Lebens verknüpft, die dann ihrerseits wieder den politischen Verfall nach sich gezogen hat.

Machiavelli nähert sich auch hinsichtlich der Religion vielfach der Betrachtungsweise des Altertums, er ignoriert oder kennt nicht ihre rein menschliche Bedeutung, das in ihr liegende unendlich wichtige Bildungselement, er möchte ihr vielmehr wesentlich nur politische Geltung zuweisen, aber es gelingt ihm doch wieder nicht, sich völlig von dem Boden, auf dem nun einmal sein geistiges Wesen erwachsen ist, loszulösen. So kommt er nicht zu einer ganz klaren, völlig einheitlichen Auffassung, wie es ihm überhaupt an einer tieferen Beurteilung dieser Dinge fehlt. Und daher ist er wohl sich selbst dessen nicht bewußt, daß er in jener Stelle die Physiognomie seiner Zeit vortrefflich wiedergegeben hat. Indessen, das damalige Italien ist allerdings ein schlechthin unreligiöses und unsittliches, weil unkirchliches gewesen.

Allerdings aber erhoben sich eben in Machiavellis Tagen freilich nur die ersten Wellen der immer weitere Kreise ziehenden Bewegung, der wir wenigstens im Prinzip die Durchbrechung der falschen Verbindung verdanken, in welche der Begriff der Kirche das Sittliche mit dem Religiösen gebracht hatte.

Der damals gegebene Anstoß ist auch heute noch nicht zum Austrage gebracht, unsere Zeit ¹ steht noch mitten in der Gärung und Entwicklung des Prozesses, der damals anhub.

1 Unsere Zeit - also Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts ist gemeint

Wie weit Machiavelli Sinn und Verständnis für denselben aufgegangen wäre, wenn er das Wirken des Wittenberger Mönchs in seiner Entfaltung zu verfolgen vermocht hätte, wer will dies sagen? Es wäre sehr leicht möglich gewesen, daß er eine völlig andere Ansicht darüber gewonnen hätte, auf welchem Wege dem herabgekommenen Italien aufgeholfen werden könne.

Die im Voranstehenden ausgesprochene Auffassung der Reformation bedarf wohl einiger Sätze zu ihrer Rechtfertigung.

Eine rationelle [rationale] Würdigung der Bewegung des 16. Jahrhunderts wird nicht umhin können, anzuerkennen, daß das eigentümliche derselben darin liegt, daß sie Religion und Sittlichkeit aus der Gebundenheit löste, in welcher die Kirche sie gehalten, damit aber auch folgerichtig den Begriff dieser letzteren selbst aufhob. In gewissem Sinne also, nämlich mit Rücksicht auf diejenige Art der Verbindung des Sittlichen und Religiösen, welche die Kirche darstellte, könnte man die Reformation auch den Akt der Loslösung des sittlichen von dem religiösen Leben nennen. Ein Beispiel möge hier zur Erläuterung herbeigezogen werden. Die atmosphärische Luft hält Stickstoff und Sauerstoff in einer bestimmten Mischung gebunden; löst man aus chemischem Wege die Verbindung auf, so werden zunächst Stickstoff und Sauerstoff frei, unbeschadet dessen, daß sie in eine anderweite [anderweitige] Verbindung miteinander treten können. Ähnlich verhält es sich mit dem religiösen und sittlichen in Beziehung zum kirchlichen. Dabei muß man sich allerdings dessen immer bewußt bleiben, daß jene beiden eine innere Verwandtschaft miteinander haben, wechselseitig aufeinander einwirken, also ganz von selbst in einem Verhältnisse zueinander stehen, aber freilich in einem anders gearteten, als es die Kirche hergestellt hatte. Um uns nun in keiner Weise ¹ einer von unberechtigten Voraussetzungen ausgehenden Schlußfolgerung schuldig zu machen, müssen wir uns gegen den möglichen Vorwurf zu schützen suchen, als sei die Unterscheidung des geschichtlichen Verlaufes der Reformation von demjenigen, was grundsätzlich in ihr gelegen habe, ungerechtfertigt. Die historische Entwicklung derselben hat ja gleichfalls zur Kirchenbildung geführt. So zweckmäßig dies nun auch sein mag, so entschieden auch die reformatorischen Kirchengemeinschaften auf einem reineren, religiöseren Grunde ruhen, als die Kirche des Mittelalters, so wird man doch sagen müssen, daß die Bildung einer Kirche nicht die logische Folgerung der reformatorischen Grundgedanken gewesen ist, vielmehr eine Umkehr von diesen stattfinden mußte, ehe es zu einer neuen Kirche kommen konnte. Die reformatorischen Kirchengemeinschaften unterscheiden sich nämlich nicht von der früheren, wenn man den innersten Kern der Sache in das Auge faßt, d. h. die Art, wie in beiden der Begriff der Religion bestimmt wird, deren lediglich subjektive Beschaffenheit hier wie dort nicht zur Anerkennung gelangt ist. Hätte die Reformation mit diesem Gedanken Ernst gemacht, so wäre sie nicht in der Bildung einer neuen Kirche ausgelaufen, hätte sich dann aber auch damit völlig von dem Boden des mittelalterlichen Kirchentums losgemacht.

Daß aber die Idee der nur individuellen Religiosität von Hause aus in der Reformation lag, zeigt eine einfache Betrachtung ihrer Fundamentalsätze. Denn wenn der Glaube allein die Wurzel und Grundlage des wahren religiösen

1 Die neudeutschen »Eliten« pflegen »in keinster Weise zu sagen«

Lebens bildet, so ist damit jedem Einzelnen das Recht wie die Pflicht zuerteilt, für sich allein, völlig unabhängig und lediglich nach seinem subjektiven Bedürfnisse, sein Verhältnis zu Gott zu bestimmen. Und nur die Kehrseite hiervon ist der zweite grundlegende Gedanke der Reformation, die Idee des allgemeinen Priestertums, sofern damit dem Subjekt die Berechtigung beigegeben und es ihm abermals auch als Verpflichtung vorgehalten wird, mit dem höheren Wesen, von dem es sich abhängig weiß, ohne Vermittlung einer Gemeinschaft oder eines privilegierten Standes von Mittelspersonen in Beziehung zu treten. Dabei versteht es sich von selbst, daß diese ausschließlich subjektive Religion, wie sie in einem jeden einen rein individuellen Beisatz [er meint Religion als Grundbedürfnis aller Menschen] hat, so auch gewisse, allen gemeinsame Züge in sich schließt. Allein da es sich hier lediglich um ein nur innerliches Verhältnis des Einzelwesens zu Gott handelt, liegt in der Natur der Sache weder eine Nötigung, noch nur auch das Bedürfnis, diese Gemeinsamkeit gewisser Bestandteile in den individuellen religiösen Vorstellungen in einer größeren Gemeinschaft zu konstatieren [einzubinden].

Freilich den Wenigen gegenüber, welchen der Einzelne sein individuelles Wesen erschließt, wird er auch das in ihm vorhandene religiöse Leben enthüllen und zwar mit Notwendigkeit, da es ihm darauf ankommen muß, auch innerhalb dieser Sphäre einen mit jenen gemeinsamen Punkt zu finden.

Mag nun auch in solchen Dingen die logische Notwendigkeit zurückstehen müssen hinter augenblicklichen Bedürfnissen und Zweckmäßigkeitsgründen, so darf man doch nie vergessen, wohin jene eigentlich führt, damit man das endliche Ziel unverrückt [unverwandt] im Auge behalte.

Man möchte nun vielleicht der eben gegebenen Darlegung vorwerfen, daß sie nur noch scheinbar eine Verbindung des Religiösen mit dem Sittlichen postuliere, tatsächlich eigentlich jenes zu einem bloßen Schattenbilde mache und eine rein naturalistische Sittlichkeit verkünde. Daß dem nicht so sei, soll eine psychologische Auseinandersetzung dartun, die man deshalb an dieser Stelle entschuldigen möge.

Geht man ohne weitere Voraussetzung von der Tatsache des menschlichen Bewußtseins aus, so stellt sich dasselbe zunächst als Bewußtsein von sich, als Gefühl von einem Verhältnisse der Persönlichkeit zu sich selbst dar. Diese nur formale Bestimmung einer Beziehung des Individuums auf sich selbst erfüllt sich materiell mit dem Gedanken der Menschenwürde, d. h. mit dem Gefühl der Achtung vor der eigenen Persönlichkeit. Dieses letztere aber erwächst von zwei Seiten aus oder, wie man auch sagen kann, das ursprüngliche Bewußtsein des Menschen bekundet sich in zweifacher Richtung.

Das Individuum findet nämlich ohne weiteres in sich, als seinem Selbstbewußtsein inhärierend ¹, die Vorstellung von etwas, was es nicht ist, zu dem es aber in Relation steht. Und diese Vorstellung gestaltet sich näher zu einem doppelten, sofern sie einmal das Gefühl eines Verhältnisses zu einem höheren Wesen, sowie das weitere, als Glied der menschlichen Gesellschaft in bestimmter Beziehung zu derselben zu stehen, in sich befaßt.

Das Bewußtsein Gott gegenüber ist ein schlechthin innerliches, nur individuell bedeutsames, lediglich gefühlsmäßiges und passives, welches sich des-

1 Inhärierend - an etwas anhaften, dazugehörend

halb nie zu Willensantrieben gestaltet, weil die Möglichkeit einer Einwirkung auf den Gegenstand, dem sich dasselbe zugewandt hat, nämlich auf Gott, nicht vorhanden ist. Die Linie, welche die Beziehung des Individuums mit Gott vermittelt, stellt das religiöse Leben dar.

In dieser Rücksicht von dem religiösen Bewußtsein des Menschen wesentlich verschieden ist das um sein Verhältnis zur Gesellschaft, zur Welt. Denn wenn auch das Subjekt Einwirkungen von dieser Letzteren empfängt, sich also ebenfalls passiv zu ihr verhält, so wirkt es ebenso notwendig auf sie ein, wird ihr gegenüber aktiv. Das Gefühl einer Beziehung zur Welt ist also nicht ein schlechthin innerliches, sondern ein notwendig auch äußerliches. In der Linie, welche das Individuum mit der Gesellschaft verbindet, entwickelt sich die Sphäre des Sittlichen.

Die beiden Linien laufen in dem Individuum zusammen, und in ihm findet daher eine Wechselwirkung des Religiösen und Sittlichen auf einander statt. Indem nämlich die Gesellschaft kein abstrakter Begriff ist, sondern nur die Gesamtheit der einzelnen Subjekte repräsentiert, diese aber je für sich ihr eigentümliches Gepräge zu einem wesentlichen Teil von der Art und Weise empfangen, wie die religiöse Idee in ihnen Gestalt gewonnen hat, so wird der sittliche Gedanke der Gemeinschaft religiös beeinflusst. Denn wenn das ganze Wesen des Individuums durch seine Religiosität bedingt erscheint, so wird ja natürlich auch die Art, wie es sich der Gesellschaft gegenüber fühlt und weiß, von dieser abhängen. Jede Wandlung seiner religiösen Anschauungen wird sich daher unmittelbar auch in dem Verhältnisse zur Gesellschaft, in der Sphäre des sittlichen geltend machen.

Wenn hiernach also das Sittliche von dem Religiösen bestimmt wird, so findet indes auch das umgekehrte statt. Die Einwirkungen, welche das Einzelwesen durch die Gesellschaft erfährt, modifizieren selbstverständlich gleichfalls die Persönlichkeit desselben. Wenn nun die Religiosität im Mittelpunkte des individuellen Seins steht, so wird vor allem diese durch jede Wandelung des Subjekts in Folge der Einwirkung der Gesellschaft unmittelbar berührt, mit einem Worte die Relation des Menschen zu Gott befindet sich in bestimmter Abhängigkeit von der Art und Weise, wie das Verhältnis zur sittlichen Gemeinschaft auf den Einzelnen zurückwirkt.

Von einer Trennung des Sittlichen und Religiösen kann also nicht die Rede sein; es handelt sich für uns vielmehr nur darum, einem jeden, unbeschadet des inneren Zusammenhanges beider, seine eigentümliche Sphäre zu wahren. Von unserer Auffassung aus empfängt dann auch die moderne Entwicklung ihr volles Licht, deren Ziel nicht der das religiöse Leben knechtende Staat des Altertums ist, nicht das mittelalterliche Gottesreich, sondern die zunächst rein sittliche Gemeinschaft, aber eine Gemeinschaft von Individuen, welche ein jedes für sich durch eine subjektiv freie Religiosität bestimmt werden.

Doch wir fürchten bei diesen Dingen, welche vielleicht nur in loserem Zusammenhange mit unserem Gegenstande zu stehen scheinen, schon zu lange verweilt zu haben. Indes glaubten wir zum Verständnisse der obigen Auffassung von der Reformation dieselben berühren zu müssen.

Im Eingange dieser Entwicklung über Machiavelli ist der »Principe« den großen geschichtlichen Erscheinungen der hereinbrechenden neuen Zeit an die Seite gestellt worden, und zwar deshalb, weil kaum irgend ein Einzelner so viel zur Vernichtung der mittelalterlichen Staatsformen beigetragen hat, als der florentinische Staatssekretär durch die Abfassung dieses Buches. Denn auch an ihm bewährte sich die Erfahrung, welche durch die großen geistigen Erscheinungen der verschiedensten Jahrhunderte bewahrheitet worden ist. Eine jede derselben ist nämlich von den die Zeit beherrschenden Ideen gleichsam unwillkürlich hervorgetrieben worden, hat aber dann die Kräfte weit überragt, denen sie ihre Entstehung verdankte, indem sie dasjenige, was dunkel und als Ahnung unbewußt in den Gemütern gewirkt, zuerst scharf und bestimmt zum Ausdrucke gebracht und ihm dadurch eigentliches Leben und Gestalt verliehen hat. Ist aber einmal die Lösung des Rätsels ausgesprochen, so sieht sich ein jeder plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, von den auch in seinem Innern bis dahin schlummernden Gedanken und Grundsätzen licht und klar umgeben, und erst jetzt werden diese Gemeingut aller, bewußte Richtschnur des Handelns.

So ist es dem »Fürsten« des Machiavelli ergangen; das historische Verständnis des Buches war sehr bald nicht mehr vorhanden. Was nur ausnahmsweise Anwendung finden sollte, wurde, vielfach ohne Zweifel sehr bereitwillig, als ein System von allgemein gültigen Grundsätzen betrachtet und hat als solches, da es dem herrschenden Geiste völlig entsprach, tief in die Entwicklung eingegriffen.

Und wahrlich neben segensvoller Einwirkung sollte auch die verhängnisvolle Frucht einer solchen Saat bald in üppig wuchernder Fülle dastehen!

Denn wenn Philipp II. am Ende seiner Regierung die völlige Vernichtung Spaniens vor sich sah, wenn er der, freilich zuletzt durchaus ohnmächtigen, Gewalttaten seiner Herrschaft in den Niederlanden gedachte, so durfte er sich als den getreuen Schüler der Grundsätze Machiavellis hinsichtlich der inneren Politik bezeichnen. Und die Art und Weise, wie die »Gesellschaft Jesu« ihrer Aufgabe; der Erfüllung angeblicher Zwecke des Reiches Gottes, gerecht zu werden bemüht war, auch sie atmete den Geist des Florentiners. Das blutige Schauspiel der Religionskriege in Frankreich, die Schrecken der Bartholomäusnacht spiegelten gleichfalls machiavellistische Gedanken wieder. Nicht minder der trügerische Glanz der Herrscherstellung Ludwigs XIV., deren Folie, ein vollkommen geknechtetes und in seiner Kraft gebrochenes Volk, die Selbstvergötterung des Monarchen in seinem oft wiederholten »l'état c'est moi« nur noch um so düsterer und tragischer erscheinen läßt, zumal sich als ihre Kehrseite die lasterhafte Versunkenheit eines Ludwig XV. und das entsetzlich frivole Wort »après nous le déluge« darstellen.

In solchen und unendlich vielen ähnlichen Heimsuchungen hat der Machiavellismus auf dem Leben der Völker des neueren Europas schwer gelastet, Machiavelli wenigstens mittelbar eine tiefe Schuld auf sich geladen, welche er indes dadurch reichlich gesühnt, daß alle diese, wie es schien, von seinem Geiste erfüllten Erscheinungen ebensoviele Frevel an seinem Andenken gewesen sind; und gewiß würde er solchem Tun und Treiben, hätte er es mit

dem Anspruch auftreten sehen, den Spuren seiner Gedanken zu folgen, zugerufen haben:

»Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!«

Zueignung an den erlauchten Lorenzo

Sohn des Piero von Medici

Die, welche die Gunst eines Fürsten zu erwerben trachten, pflegen sich ihm zumeist mit dem zu nahen, was ihnen von ihrer Habe das Liebste ist, oder wovon sie sehen, daß es ihm am meisten gefällt. Daher werden den Fürsten so oft Pferde, Waffen, Goldstoffe, Edelsteine und andere Zieraten dargebracht, die ihrer Größe würdig sind. Indem ich mich Euch, erlauchter Herr, nun mit einem Beweise meiner Dienstfertigkeit zu nahen wünschte, fand ich unter meinem Besitze nichts, was mir lieber wäre oder was ich höher schätzte, als die Kenntniss der Handlungen großer Männer, die ich durch lange Erfahrung in der Gegenwart wie durch emsiges Lesen der Alten erworben habe. Ich habe sie mit großem Fleiße lange durchdacht und geprüft und jetzt in ein kleines Buch zusammengefaßt, das ich Eurer Hoheit überreiche. Und wiewohl ich erkenne, daß es nicht wert ist, Euch vorgelegt zu werden, so vertraue ich doch auf Eure Güte, daß Ihr es wohl aufnehmen werdet, in Anbetracht dessen, daß ich eine größere Gabe nicht darzubringen vermag, als eine, die Euch in den Stand setzt, in kurzer Frist alles das zu erfassen, was ich in vielen Jahren und unter so vielen Mühsalen und Fährnissen erfahren habe. Dieses Werk habe ich nicht ausgeschmückt, noch mit schönen Phrasen und prunkhaften Worten oder mit andern Reizen und äußeren Zieraten aufgeputzt, womit viele ihre Werke zu schreiben und auszusmücken pflegen; denn ich wollte, daß die Sache sich selbst ehre und daß allein die Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Ernst des Gegenstandes dies Buch auszeichne. Es möge mir aber nicht als Anmaßung ausgelegt werden, daß ein Mann von geringem Stande wie ich es wagt, die Ratschlüsse der Fürsten zu erörtern und ihnen Regeln vorzuschreiben. Denn so, wie die Landschaftszeichner sich in die Ebene stellen, um die Gestalt der Berge und Höhen zu erkennen, dagegen auf die Berge steigen, um die Täler zu betrachten, so muß man zwar Fürst sein, um die Natur des Volkes zu erkennen, aber aus dem Volke, um die Art der Fürsten zu erfassen. So nehmt denn, erlauchter Herr, diese kleine Gabe in dem Sinne an, in dem ich sie überreiche. Wenn Ihr sie eifrig lest und darüber nachdenkt, so werdet Ihr darin meinen heißen Wunsch finden, daß Ihr zu der Größe gelangt, zu der Euch das Glück und Eure übrigen Eigenschaften bestimmen. Und wenn Eure Hoheit von Ihrer stolzen Höhe manchmal auf die Niederungen herabschaut, so werdet Ihr erkennen, wie sehr zu Unrecht ich ein großes und andauerndes Mißgeschick ertragen muß.

Der Fürst (Il Principe)

1. KAPITEL

Über die Art der Herrschaft und die Mittel, sie zu erlangen

Alle Staaten, alle Gewalten, welche Macht über die Menschen gehabt haben oder noch haben, sind Republiken oder Fürstentümer. Diese sind entweder erblich, indem sie vom Geschlecht ihres Herrschers schon lange regiert werden, oder neu. Die neuen sind entweder ganz neu, wie die Herrschaft des Francesco Sforza zu Mailand, oder sie werden dem erblichen Staate des Fürsten, der sie erobert, angegliedert, wie das Königreich Neapel dem König von Spanien zufiel. Solche neuerworbenen Länder sind entweder schon an die Herrschaft gewöhnt oder bisher frei gewesen; sie werden erobert durch fremde oder eigne Waffen, durch Glück oder Tapferkeit.

2. KAPITEL

Von den erblichen Fürstentümern

Über die Republiken will ich hier schweigen, da ich an anderer Stelle lang und breit darüber gesprochen habe ¹. Ich wende mich zur Alleinherrschaft und werde nach der vorstehenden Reihenfolge erörtern, wie diese erworben und erhalten werden kann. Ich sage also, daß bei den erblichen Fürstentümern, die an das Geschlecht ihres Herrschers gewöhnt sind, die Schwierigkeit, sich zu behaupten, viel geringer ist als bei den neuen. Genug, wenn man die Einrichtungen der Vorfahren unangetastet läßt und bei allen Ereignissen sich in die Verhältnisse schickt; also daß mancher Fürst von durchschnittlichem Geschick sich stets auf seinem Throne erhalten kann, wenn ihm dieser nicht durch eine ungewöhnliche und außerordentliche Gewalt entrisen wird; geschieht dies aber, so erlangt er ihn wieder, sobald das Glück des Eroberers sich wendet. Wir haben in Italien ein Beispiel am Herzog von Ferrara, welcher den Angriffen der Venezianer im Jahre 1484 und des Papstes Julius II. im Jahre 1510 durch nichts anderes widerstanden hat, als durch seine altbefestigte Herrschaft. Denn der angestammte Fürst hat weniger Anlaß und Notwendigkeit zur Härte; er ist daher beliebter, und wenn er sich nicht durch außerordentliche Laster verhaßt macht, so versteht es sich von selbst, daß die Seinen ihm gewogen sind. Durch die Dauer und das Alter einer Herrschaft verlischt die Erinnerung an die Neuerungen und deren Anlaß, wogegen eine Umwälzung stets die Ursache zu anderen wird.

1 In den Diskursen über Titus Livius. [NM]

3. KAPITEL

Von vermischten Herrschaften

In den neuen Herrschaften liegen die Schwierigkeiten. Und zwar erstens, wenn nicht alles neu ist, sondern nur ein Teil, so daß man das Ganze eine vermischte Herrschaft nennen kann. Hier entstehen die Umwälzungen zunächst aus einer allen neuen Herrschaften gemeinsamen Schwierigkeit, daß nämlich die Menschen gern ihren Herrn wechseln, in der Hoffnung, einen besseren zu bekommen, und in diesem Glauben zu den Waffen gegen den Herrscher greifen; darin aber täuschen sie sich, denn sie erfahren bald, daß sie einen schlechteren bekommen haben ¹. Das liegt gleichfalls an einer natürlichen und gewöhnlichen Notwendigkeit, denn der neue Herrscher ist stets genötigt, seine Untertanen mit Besatzung und mancherlei anderen Gewaltmitteln zu bedrücken, wie sie die Eroberung mit sich bringt. Du wirst also alle die zu Feinden haben, die du bei der Eroberung der Herrschaft bedrückt hast, und kannst doch nicht die zu Freunden behalten, die dir dazu verholfen haben, weil du sie nicht so zu befriedigen vermagst, wie sie erwartet haben, noch auch kräftige Mittel gegen sie anwenden darfst, da du ihnen Dank schuldest. Denn auch, wenn man über das mächtigste Heer gebietet, bedarf man der Begünstigung der Einwohner, um in ein Land einzudringen. Aus diesem Grunde hat König Ludwig XII. von Frankreich Mailand so rasch erobert wie verloren ².

Das erstemal genügte zu seiner Vertreibung die eigene Kraft des Ludwig Sforza, weil das Volk, das jenem die Tore geöffnet hatte, sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah und den Verdruß über den neuen Herrscher, der seine Erwartungen betrogen hatte, nicht länger ertragen mochte. Freilich gehen derart abgefallene Länder nach ihrer Wiedereroberung nicht so leicht zum zweiten Male verloren, weil der Herrscher die Rebellion zum Anlaß nimmt, sich durch strenge Maßregeln zu sichern, die Schuldigen zu strafen, Verdacht aufzuklären und an schwachen Stellen Vorkehrungen zu treffen. So reichte es, um Mailand den Franzosen zu entreißen, das erstemal hin, daß Herzog Ludwig an der Grenze Unruhe stiftete; beim zweiten Male mußte die ganze Welt sich zusammentun, um die französischen Heere zu vernichten und zu vertreiben — alles aus den oben genannten Ursachen. Gleichwohl verlor Frankreich das Herzogtum Mailand zum zweiten Male. Die allgemeinen Gründe für den ersten Verlust habe ich erörtert; es bleibt also nur übrig, die für den zweiten anzugeben und die Mittel zu prüfen, die der König von Frankreich besaß und die jeder andere in seiner Lage besessen hätte, um seine Eroberung besser zu behaupten, als jener tat. Ich sage also, daß solche Staaten,

1 Das gilt aber nicht für Deutschland im Sommer 2018. Bei uns heißt es nach wie vor: »Merkel muß weg!«. Ist es nicht unendlich traurig, daß unser hochindustrialisiertes und hochkulturelles Land von dieser »Elite« regiert wird, die analphabetische gewaltbereite nicht integrierbare Araber und Neger in unendlicher Zahl in unser schönes Vaterland hereinläßt, ja sogar dazu einlädt. Eine schlechtere Regierung als die Merkelbande ist doch nicht vorstellbar.

2 s. die [Übersicht](#), Jahre 1499 und 1500

die nach ihrer Eroberung einem alten Staate des Eroberers angegliedert werden, entweder zum gleichen Lande gehören und die gleiche Sprache sprechen oder nicht. Im ersten Falle ist es sehr leicht, sie zu behaupten, besonders, wenn sie nicht an die Freiheit gewöhnt sind. Um sie sicher zu beherrschen, genügt es, die Familie des früheren Herrschers auszurotten; wenn man den Einwohnern im übrigen ihre alten Einrichtungen läßt und kein Unterschied in den Sitten ist, so leben sie ruhig, wie man es in der Bretagne, in Burgund, in der Gascogne und Normandie gesehen hat, welche schon so lange zu Frankreich gehörten. Wenngleich einiger Unterschied in der Sprache besteht, so stimmen doch die Sitten überein, und so können sie sich leicht miteinander vertragen. Und wer sie erobert hat und will sie behalten, der achte auf zweierlei: erstens, daß ihr altes Fürstengeschlecht ausstirbt, zweitens, ihre Gesetze und Steuern nicht zu verändern, also daß die neuen Provinzen mit den alten binnen kurzem ein einziges Ganzes bilden.

Werden aber Staaten eines Landes erobert, das in Sprache, Sitten und Gesetzen verschieden ist, so entstehen Schwierigkeiten, und es gehört viel Glück und großes Geschick dazu, sie zu behaupten ¹. Eines der besten und kräftigsten Mittel ist, daß der Eroberer seinen eigenen Wohnsitz dort aufschlägt. Dadurch wird der Besitz gesichert und dauerhaft. So haben es die Türken mit Griechenland gemacht, welches sie mit allen anderen Mitteln nicht hätten behaupten können, wenn sie es nicht selbst besiedelt hätten. Denn ist der Eroberer an Ort und Stelle, so sieht er die Unruhen schon in ihrem Keim und kann ihnen rasch vorbeugen; ist er aber fern, so erfährt er sie erst, wenn sie schon groß sind und keine Abhilfe mehr möglich ist. Überdies wird das Land nicht von seinen Beamten ausgeplündert; es beruhigt die Untertanen, daß sie ihre Zuflucht zum Fürsten selbst nehmen können. Also haben sie mehr Anlaß ihn zu lieben, wenn sie es gut meinen, und wenn sie es anders meinen, ihn zu fürchten.

Fremde, die diesen Staat etwa angreifen wollen, scheuen eher davor zurück; denn solange er im Lande ist, ist es sehr schwer, ihm die Macht zu entreißen. Das zweitbeste Mittel ist, Kolonien an ein oder zwei Orten zu gründen, die gleichsam die Schlüssel des Landes sind. Dies ist notwendig, sofern man keine hinreichende Besatzung dort halten will. Die Kolonien kosten dem Fürsten nicht viel. Er gründet und behauptet sie kostenlos oder mit geringem Aufwand und schädigt nur die, welche er von Haus und Hof vertreibt, um neue Bewohner darauf anzusiedeln, also nur einen geringen Bruchteil des Staates. Die Vertriebenen bleiben zerstreut und arm und können ihm nicht schaden, und alle übrigen beruhigen sich rasch, da sie ja nicht geschädigt sind, oder sie fürchten sich, daß es ihnen ebenso ergehen möchte wie jenen, sobald sie sich auflehnen. Woraus ich schliesse, daß diese Kolonien nichts kosten, anhänglicher sind und weniger verletzen; die Vertriebenen aber sind, wie gesagt, arm und zerstreut und können nicht schaden. Denn es ist wohl zu merken, daß die Menschen entweder gütlich behandelt oder vernichtet werden müssen. Wegen geringer Unbill rächen sie sich, wegen großer vermögen sie

1 Das merken die Mohammedaner bei ihrer sukzessiven Eroberung Europas — überall bilden sich nationale Bewegungen, die das Allahgesindel wieder verjagen möchten oder besser, gar nicht erst hereinlassen.

es nicht; jede Unbill muß also so zugefügt werden, daß man keine Rache zu befürchten hat. Wird aber an Stelle von Kolonien eine Besatzung gehalten, so kostet das erheblich mehr und verschlingt alle Einkünfte dieses Staates. Die Eroberung schlägt also zum Schaden aus und verletzt weit mehr, da sie den ganzen Staat schädigt. Das Heer muß seine Standorte von Zeit zu Zeit wechseln, eine Last, die jeder empfindet und die ihm jeden zum Feinde macht; und diese Feinde können ihm schaden, da sie, wenn sie geschlagen sind, in ihren eigenen Wohnungen bleiben. In jeder Hinsicht also ist die Besatzung schädlich, die Kolonien dagegen sind nützlich.

Ferner muß der Herr einer fremdländischen Provinz sich zum Oberhaupt und Beschützer der schwächeren Nachbarn machen und die Mächtigsten unter diesen zu schwächen suchen; auch muß er verhüten, daß ein Fremder, der so mächtig ist als er selbst, bei irgendeinem Anlaß ins Land dringt; denn immer werden solche von Unzufriedenen aus Ehrgeiz oder aus Furcht hereingelassen. So hat man gesehen, wie die Ätolier die Römer nach Griechenland riefen; ja in allen andern Ländern, in die sie eindrangten, wurden sie von den Einwohnern hereingerufen. Es geht dies folgendermaßen zu: Sobald ein fremder Macht aber in ein Land eindringt, so schließen sich alle Schwächeren dieses Landes an ihn an, aus Haß gegen den, der die Macht über sie gehabt hat. Sie zu gewinnen, kostet ihm also keine Mühe. Denn sie machen allesamt rasch und gern gemeinsame Sache mit dem neugegründeten Staatswesen. Er hat nur darauf zu sehen, daß sie nicht zuviel Macht und Ansehen erlangen; und leicht kann er mit seiner Macht und ihrer Gunst die Mächtigen erniedrigen und selbst die Oberhand in jenem Lande behalten. Wer diese Dinge nicht zu lenken weiß, verliert rasch, was er erobert hat; und so lange er es behauptet, hat er unendliche Mühe und Verdrießlichkeiten. Die Römer wandten diese Grundsätze in den eroberten Provinzen sehr richtig an.

Sie sandten Kolonien hin, unterstützten die Schwächeren, ohne sie zu mächtig werden zu lassen, demütigten die Mächtigen und ließen das Ansehen mächtiger Fremder nicht aufkommen. Ich will als Beispiel nur Griechenland aufführen. Dort unterstützten sie die Achäer und Ätolier, demütigten den König von Mazedonien und vertrieben den Antiochus ¹. Den Achäern und Ätoliern aber gestatteten sie trotz aller ihrer Verdienste um sie nicht, ihren Staat zu vergrößern; Philipp von Mazedonien erreichte es durch alle seine Schmeicheleien nicht, ihr Freund zu werden, ohne daß sie ihn niederhielten, und dem Antiochus erlaubten sie trotz aller seiner Macht nicht, in jenem Lande einen Staat zu gründen. Die Römer taten in diesen Fällen, was alle klugen Fürsten tun müssen, welche nicht allein auf die gegenwärtigen Unruhen, sondern auch auf die künftigen achten und diesen mit allem Geschick vorbeugen. Denn was man von ferne kommen sieht, dem ist leicht zu begegnen; wartet man aber, bis es nah ist, so kommt die Arznei zu spät, weil das Übel unheilbar geworden ist, und es geht, wie die Ärzte von der Schwindsucht sagen, daß sie anfangs leicht zu heilen, aber schwer zu erkennen ist; wird sie aber im Anfang nicht erkannt und geschieht nichts dagegen, so ist sie in der Folge leicht zu erkennen, aber schwer zu heilen. Ebenso geht es in den Staatsgeschäften; die

¹ Genaueres gibt [Montesquieu](#) in seinem Buch »Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und deren Verfall« im 5. Kapitel.

Übel, die hier entstehen, lassen sich rasch heilen, wenn man sie von fern erkennt, was aber nur ein Mann von Verstand vermag; läßt man sie aber unerkannt anwachsen, bis sie jeder erkennt, so gibt es kein Gegenmittel mehr. Derart haben die Römer jeder auftauchenden Schwierigkeit sofort vorgebeugt, anstatt sie, um einen Krieg zu vermeiden, an sich herankommen zu lassen; denn sie wußten, daß man einem Kriege nicht entgeht, sondern ihn nur zum Vorteil des Gegners aufschiebt. Deshalb entschlossen sie sich zum Kriege mit Philipp und Antiochus in Griechenland, um ihn nicht in Italien selbst zu haben. Sie konnten den Krieg damals noch mit beiden vermeiden, aber sie wollten es nicht, denn ihnen mißfiel, was die Weisen unsrer Zeit täglich im Munde führen: »Kommt Zeit, kommt Rat«; vielmehr verließen sie sich auf ihre Klugheit und Tapferkeit. Denn die Zeit schafft Wechsel in allem und kann Gutes und Schlimmes mit sich führen.

Wenden wir uns jedoch zu Frankreich, und prüfen wir, ob man das Gesagte dort zur Anwendung gebracht hat; und zwar rede ich von Ludwig XII. und nicht von Karl VIII., weil jener sich länger in Italien gehalten hat und sein Benehmen daher klarer zutage tritt. Da wird man denn sehen, daß er das Gegenteil von allem getan hat, was geschehen mußte, um einen fremden Staat zu behaupten. König Ludwig ward durch den Ehrgeiz der Venezianer nach Italien geführt, welche die Hälfte der Lombardei durch seinen Einmarsch gewinnen wollten. Ich will dieses Vorhaben des Königs nicht tadeln; denn da er einmal in Italien Fuß fassen wollte und in diesem Lande keine Freunde besaß, vielmehr durch das Benehmen Karls VIII., alle Tore verschlossen fand, so mußte er die Beziehungen anknüpfen, die sich ihm darboten, und sein Vorhaben wäre ihm auch geglückt, wenn er sonst keinen Fehler gemacht hätte. Nachdem der König die Lombardei erobert hatte, war der Ruf, den Karl VIII. verloren hatte, bald wieder hergestellt; Genua fiel und die Florentiner traten ihm bei. Der Markgraf von Mantua, der Herzog von Ferrara, Bentivoglio, die Herrin von Forli, die Machthaber von Faenza, Pesaro, Rimini, Camerino und Piombino, die Republiken Lucca, Pisa, Siena — alles kam ihm entgegen und bewarb sich um seine Freundschaft. Und nun konnten die Venezianer schon einsehen, wie unbedacht sie gehandelt hatten, als sie, um zwei Orte in der Lombardei zu gewinnen, ihn zum Herrn von zwei Dritteln Italiens gemacht hatten.

Man sieht, wie leicht es dem Könige geworden wäre, sein Ansehen in Italien zu behaupten, wenn er die erwähnten Regeln beachtet und alle seine Freunde beschirmt und in Sicherheit gehalten hätte. Bei ihrer großen Zahl und ihrer Schwäche und Furcht, teils vor den Venezianern, teils vor dem Papste, waren sie ganz auf ihn angewiesen, und durch sie konnte er alles, was noch mächtig war, leicht in Schach halten. Kaum aber war er in Mailand, so tat er das Gegenteil und verhalf dem Papst Alexander VI. zum Besitz der Romagna. Er merkte nicht, daß er durch diesen Entschluß sich schwächte, indem er sich alle seine Freunde und Anhänger nahm, und die Macht der Kirche stärkte, indem er ihr zu ihrem gewaltigen geistlichen Ansehen noch so viel weltliches gab. Dieser erste Fehler zog andre nach sich, so daß er, um dem Ehrgeiz Alexanders Grenzen zu setzen und zu verhüten, daß dieser Herr von Toskana würde, selbst nach Italien kommen mußte. Und nicht genug damit,

daß er die Kirche groß gemacht und seine Freunde verloren hatte, teilte er das Königreich Neapel, auf das er selbst Anspruch erhob, mit dem König von Spanien und gab sich, nachdem er das Schicksal Italiens in Händen gehalten hatte, einen Genossen, an den alle Ehrgeizigen und mit ihm Unzufriedenen dieses Landes sich wenden konnten. Statt in jenem Reiche einen König zu lassen, der von ihm abhängig war, zog er einen hinein, der ihn selbst daraus vertreiben konnte. Die Eroberungslust ist in der Tat eine sehr natürliche und gewöhnliche Sache, und die Menschen, die das ausführen, was sie können, werden stets gelobt und nicht getadelt; wollen sie aber um jeden Preis etwas ausführen, was sie nicht können, so handeln sie verkehrt und verdienen Tadel. Konnte Frankreich also Neapel mit eigenen Kräften angreifen, so mochte es dies tun; vermochte es das nicht, so mußte es dieses Reich nicht teilen. Und wenn die Teilung der Lombardei mit den Venezianern entschuldbar war, weil man dadurch in Italien Fuß faßte, so verdiente jene andre Tadel, da keine Notwendigkeit dazu vorlag. Ludwig beging also fünf Fehler: er vernichtete die Mindermächtigen, vermehrte die Macht eines Mächtigen, zog einen sehr mächtigen Fremden ins Land, schlug seine Residenz nicht in Italien auf und gründete keine Kolonien. Solange er lebte, hätten diese fünf Fehler vielleicht nichts geschadet, hätte er nicht den sechsten begangen, die Venezianer zu demütigen.

Hätte er die Kirche nicht so mächtig gemacht, noch die Spanier ins Land gezogen, so war es vernünftig und notwendig, die Venezianer zu erniedrigen; nachdem er aber jene ersten Schritte getan hatte, durfte er nie in ihren Untergang willigen, denn solange sie mächtig waren, hätten sie die andern stets von einem Angriff auf die Lombardei abgehalten. Denn das hätten die Venezianer nur geduldet, wenn sie selbst Herren der Lombardei wurden. Die andern aber hätten sie den Franzosen nie abnehmen mögen, um sie den Venezianern zu geben, und beide anzugreifen, hätten sie nicht gewagt. Und wenn jemand einwendet, König Ludwig habe dem Papst die Romagna und Neapel den Spaniern abgetreten, um einen Krieg zu vermeiden, so antworte ich auf Grund des Obengesagten, daß man nie eine Unordnung einreißen lassen darf, um einen Krieg zu vermeiden, denn er wird gar nicht vermieden, sondern nur zu deinem Nachteil aufgeschoben. Sollte mir aber jemand entgegenhalten, daß der König dem Papste sein Wort gegeben hatte, die Unternehmung auf die Romagna zu gestatten, um dafür die Einwilligung in seine Ehescheidung und den Kardinalshut für den Erzbischof von Rouen zu erhalten, so berufe ich mich auf das, was ich weiterhin über die Versprechungen der Fürsten und die Art, wie sie ihr Wort halten sollen, sagen werde. König Ludwig verlor also die Lombardei, weil er nichts von dem sich zur Regel gemacht hat, wodurch andre Länder erobert und behauptet werden. Und so ist dies denn gar nicht zu verwundern, sondern sehr begreiflich und natürlich. Ich sprach darüber in Nantes mit dem Erzbischof von Rouen, als der Herzog von Valentinois (wie Cesare Borgia, der Sohn des Papstes Alexander, gemeinlich genannt wird) die Romagna eroberte. Der Kardinal behauptete nämlich, daß die Italiener sich nicht auf den Krieg verstünden; ich aber erwiderte, daß die Franzosen sich nicht auf die Staatskunst verstünden, denn sonst ließen sie die Kirche nicht so mächtig werden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Frankreich den

Papst und die Spanier in Italien groß gemacht hat und von diesen daraus vertrieben worden ist. Hieraus ergibt sich eine allgemeine Regel, die nie oder selten trügt: Der, welcher einen andern groß macht, geht selbst zugrunde; denn er macht ihn nur durch Geschicklichkeit oder durch Gewalt groß, und beides ist dem, der zur Macht gelangt ist, verdächtig.

4. KAPITEL

Warum das Reich des Darius, das Alexander erobert hatte, nach dessen Tode nicht gegen seine Nachfolger aufstand

Erwägt man die Schwierigkeiten, einen neuerworbenen Staat zu behaupten, so könnte man sich wundern, daß, nachdem Alexander der Große sich in wenigen Jahren zum Herrn von Asien gemacht hatte und kurz nach dieser Eroberung gestorben war, nicht das ganze Land, wie es natürlich schien, sich empörte. Vielmehr ward es von seinen Nachfolgern behauptet, ohne andre Schwierigkeiten, als die, welche durch ihren eigenen Ehrgeiz unter ihnen entstanden. Ich antworte darauf, daß alle Herrschaften, von denen man Kunde hat, auf zweierlei Weise regiert werden. Entweder ist einer der Herr und alle andren sind Knechte und erhalten durch seine Gnade das Amt, an der Regierung mitzuwirken. Oder ein Fürst herrscht durch seine Großen, welche ihre Stellung nicht der Gnade des Herrschers, sondern ihrer alten Abkunft verdanken. Diese Großen besitzen eigene Staaten und Untertanen, die Sie als Herren anerkennen, und die ihnen von alters her anhängen. Ein Fürst, der einen Staat durch seine Beamten beherrscht, besitzt viel größeres Ansehen, weil im ganzen Lande niemand ist, der einen Höheren als ihn anerkennt, und wenn man einem andern gehorcht, so gehorcht man ihm nur als dem Diener und Beamten des Herrschers und hängt an ihm nicht mit besonderer Liebe.

Beispiele beider Regierungsarten bieten gegenwärtig die Türkei und das Königreich Frankreich. Das ganze türkische Reich wird von einem Herrn regiert, die andern sind seine Diener. Es zerfällt in Sandschaks ¹, die er mit verschiedenen Verwaltern besetzt, welche er nach Gutdünken ernennt und absetzt. Der König von Frankreich hingegen steht inmitten einer großen Zahl alter Herrengeschlechter, die von ihren Untertanen anerkannt und geliebt werden. Sie besitzen ihre Vorrechte, die der König nicht ohne Gefahr antasten darf. Wer diese beiden Regierungsformen betrachtet, wird es schwer finden, das türkische Reich zu erobern; sobald es aber erobert ist, wäre es leicht zu behaupten. Die Schwierigkeit der Eroberung des türkischen Reiches beruht auf Folgendem. Der Eroberer kann von den Fürsten dieses Reiches nicht ins

1 Sandschak - im Osmanischen Reich der Name der Amtsbezirke. Wird sicher von Recep dem Prächtigen wieder eingeführt.

Land gerufen werden, noch kann er auf die Unterstützung von Rebellen hoffen, welche sein Unternehmen im Lande erleichtern: das ergibt sich aus den oben angeführten Gründen. Da sie alle Knechte und Geschöpfe des Fürsten sind, so sind sie schwerer zu bestechen, und wenn sie auch bestochen würden, so ist wenig von ihnen zu erwarten, weil sie, aus den angeführten Gründen, das Volk nicht mit sich reißen können. Wer also die Fürsten angreift, muß annehmen, daß er sie einig findet, und er muß mehr auf die eigne Kraft vertrauen, als auf die Uneinigkeit des Gegners. Ist dieser aber besiegt, und zersprengt, sodaß er kein neues Heer aufstellen kann, so ist nichts mehr zu fürchten als das Geschlecht des Fürsten, und nach dessen Untergang ist überhaupt niemand mehr zu fürchten, da niemand mehr Ansehen genug beim Volke besitzt; und wie der Sieger vor dem Siege auf keinen von ihnen zu hoffen hatte, so hat er nach ihm keinen mehr zu fürchten.

Das Gegenteil findet statt bei Reichen, die wie Frankreich regiert werden. Du kannst leicht eindringen, nachdem du einen der Großen gewonnen hast, denn es gibt immer Unzufriedene und Neuerungssüchtige, welche dir, aus den angeführten Gründen, den Weg ins Land öffnen und den Sieg erleichtern können. Nach dem Sieg aber hast du unendliche Schwierigkeiten, um dich zu behaupten: sowohl denen gegenüber, welche dir Beistand geleistet haben, wie bei den Unterworfenen. Es genügt dann nicht, das Herrschergeschlecht auszurotten, denn es bleiben die Großen, die sich zu Häuptern der Neugestaltung aufwerfen, und da du sie weder zu vertilgen noch zufriedenzustellen vermagst, so verlierst du diesen Staat bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet. Erwägt man nun, von welcher Art das Reich des Darius war, so wird man es dem türkischen Reich ähnlich finden. Alexander brauchte also nur alles niederzuwerfen und auseinanderzusprenken, und sobald Darius tot war, behielt Alexander die Herrschaft aus den oben erörterten Gründen mit vollkommener Sicherheit. Und wenn seine Nachfolger einig gewesen wären, so konnten sie ihre Herrschaft in Ruhe genießen, und es entstanden in jenem Reiche keine andern Unruhen, als die, welche sie selbst erregten. Aber Staaten, die eine Verfassung wie Frankreich haben, kann man nicht so ruhig besitzen. Daher die häufigen Empörungen in Spanien, Frankreich und Griechenland gegen die Römer, wegen der vielen Fürsten in diesen Ländern.

Solange das Andenken an sie lebte, blieb der Besitz den Römern ungewiß. Sobald dieses aber erloschen war, blieben die Römer durch die Macht und die lange Dauer ihrer Herrschaft im sichern Besitze. Ja, als die Römer in der Folge sich gegenseitig bekämpften, konnte jeder einen Teil dieser Provinzen auf seine Seite ziehen, je nach dem Ansehen, das er dort erlangt hatte, weil diese, nachdem ihr eigenes Herrscherhaus erloschen war, keine andern Herren anerkannten als die Römer. Erwägt man dies alles, so wird sich niemand wundern, daß es Alexander so leicht fiel, seine Herrschaft in Asien aufrecht zu erhalten, und daß andre, wie Pyrrhus u. v. a. so große Schwierigkeiten hatten, das Erworbene zu behaupten. Das kam nicht von der größeren oder geringeren Tapferkeit des Eroberers, sondern von der Verschiedenheit der unterworfenen Länder.

5. KAPITEL

Wie Städte oder Fürstentümer zu beherrschen sind, die vor der Eroberung nach eigenen Gesetzen lebten

Wenn Staaten, welche in der besagten Art erobert worden sind, gewohnt waren, nach eigenen Gesetzen in Freiheit zu leben, so gibt es drei Arten, sie zu behandeln. Die erste ist, sie zu zerstören, die zweite, dort selbst zu residieren, die dritte, sie nach ihren eigenen Gesetzen weiterleben zu lassen, indem man sich mit einem Tribut begnügt und in ihnen eine Oligarchie schafft, die das Land in Botmäßigkeit erhält. Denn eine solche, vom Eroberer geschaffene Oligarchie weiß wohl, daß sie nicht ohne dessen Macht und Freundschaft bestehen kann, und muß alles tun, um ihm die Herrschaft zu erhalten. Eine Stadt, die gewohnt war, frei zu leben, wird von ihren eigenen Bürgern stets leichter im Gehorsam gehalten, als durch irgendwelche andern Mittel. Als Beispiel dienen hier die Spartaner und die Römer. Die Spartaner beherrschten Athen und Theben durch einige Wenige und verloren sie trotzdem. Die Römer zerstörten Capua, Karthago und Numantia, um sich darin zu behaupten, und verloren diese Eroberungen nicht. Sie versuchten es, Griechenland so zu beherrschen, wie die Spartaner es getan hatten, indem sie ihm die Freiheit und die eignen Gesetze ließen, und es mißlang, so daß sie gezwungen wurden, viele Städte im Lande zu zerstören, um es zu behaupten; denn es gibt in Wahrheit kein sichereres Mittel dazu als die Zerstörung.

Und wer sich zum Herrn einer Stadt macht, die gewohnt war, in Freiheit zu leben, und zerstört sie nicht, der mag gewärtigen, daß er von ihr selbst zugrunde gerichtet werde. Denn der Name der Freiheit und die alte Staatsverfassung dienen stets zum Vorwand von Aufständen und werden weder im Laufe der Zeit noch über [wegen erhaltener] Wohltaten vergessen; und welche Art von Vorkehrungen man auch treffen möge: wenn die Einwohner nicht getrennt und zerstreut werden, so bleibt der alte Name und die alte Verfassung unvergessen und taucht bei jeder Gelegenheit wieder auf. So geschah es in Pisa, nachdem diese Stadt hundert Jahre unter der Herrschaft von Florenz gestanden hatte. Sind aber Städte und Länder daran gewöhnt, unter einem Fürsten zu leben, und sein Stamm ist erloschen, so sind sie einerseits gewohnt zu gehorchen, andererseits aber fehlt ihnen der alte Fürst und sie einigen sich nicht darüber, einen aus ihrer Mitte zu erheben; frei leben aber können sie auch nicht. Sie greifen also nicht so leicht zu den Waffen, und ein Fürst kann sie sich leicht unterwerfen und in Gehorsam erhalten.

In Republiken aber ist stärkeres Leben, mehr Haß und Durst nach Vergeltung, und man gibt die Erinnerung an die alte Freiheit nicht auf. Am sichersten ist es also, sie zu zerstören oder in ihnen zu residieren.

Von neuen Herrschaften, die durch eigne Waffen und Tapferkeit erworben werden

Es wundre sich keiner, wenn ich bei meinen Ausführungen über ganz neue Herrschaften und über Fürsten wie Staaten große Beispiele anführen werde. Denn da die Menschen fast immer in ausgetretenen Wegen gehen und in ihren Handlungen die andren nachahmen, so muß ein Mann von Geist, auch wenn er nicht imstande ist, jenen Vorbildern in allem gleichzukommen, noch gar die Tugend derer, die er nachahmt, zu überbieten, doch immer auf den Wegen der Großen wandeln und die hehrsten [erhabendsten] Muster nachahmen, damit er, wenn er das Ziel auch nicht erreicht, doch wenigstens in ihrem Geiste handelt. Er muß es den klugen Schützen gleichtun, welche in der Einsicht, daß das Ziel zu weit und die Kraft ihres Bogens zu gering ist, über den Treffpunkt hinauszielen, nicht um mit der Kraft ihres Pfeils so weit zu gelangen, sondern um das Ziel selbst zu erreichen. Ich sage also, daß ein neuer Fürst bei ganz neuen Herrschaften mehr oder weniger Schwierigkeiten findet, sich zu behaupten, je nachdem er mehr oder weniger Talent besitzt.

Und da entweder Tüchtigkeit oder Glück einen Privatmann auf den Thron erheben, so ergibt sich, daß durch beides auch viele Schwierigkeiten beseitigt werden können. Nichtsdestoweniger hat der, welcher das wenigste Glück hatte, sich oft am längsten behauptet. Oft wird die Sache auch dadurch erleichtert, daß der Fürst in seinem Gebiete residieren muß, dieweil er keine andern Staaten besitzt. Aber um auf die zu kommen [zurückzukommen], welche durch eigne Tüchtigkeit und nicht durch Glück auf den Thron gelangt sind, so nenne ich Moses, Cyrus ¹, Romulus ², Theseus ³ und ähnliche als die vorzüglichsten. Über Moses kann ich nicht viel sagen, da er bloß der Vollstrecker der göttlichen Aufträge war und daher nur Bewunderung verdient, weil Gott ihn zu seinem Werkzeug erkor. Betrachten wir aber den Cyrus und die andern, die neue Herrschaften erworben und begründet haben, so finden wir sie selbst bewundernswert, und betrachten wir ihre eigenen Handlungen und Anordnungen, so erscheinen diese nicht geringer als die des Moses, der doch einen so großen Lehrmeister hatte. Untersucht man ihr Leben und ihre Taten, so findet man, daß sie dem Glücke nichts andres als die Gelegenheit verdanken, ihre Pläne zu verwirklichen. Ohne diese Gelegenheit wäre die Kraft ihres Geistes erloschen, und ohne sie selbst wäre die Gelegenheit vergeblich gekommen.

Moses mußte also das Volk Israel in ägyptischer Knechtschaft finden, damit dieses Volk bereit war, ihm aus der Knechtschaft zu folgen. Romulus

1 Wahrscheinlich Kyros I. gemeint, war der vierte König des altpersischen Achämenidenreichs. Die Angaben über ihn gehen großteils auf Herodot zurück und sind unsicher, † - 600

2 Romulus - Sagengestalt, soll mit seinem Bruder Remus im Jahre - 753 die Stadt Rom gegründet haben.

3 Theseus - Sagengestalt, Beherrscher Athens [nicht: Beherrscher von Athen!]

durfte nicht in Alba zur Welt kommen und mußte nach seiner Geburt ausgesetzt werden, wenn er Rom gründen und König davon werden wollte. Cyrus mußte die Perser mit der medischen Herrschaft unzufrieden und die Meder durch den langen Frieden verweichlicht und weibisch finden. Theseus konnte seine Talente nicht beweisen, wenn er die Athener nicht zerstreut fand. Diese Gelegenheiten haben jenen großen Männern das Glück gebracht, und durch ihre große Tüchtigkeit erkannten sie die Gelegenheit, und dadurch ward ihr Vaterland glücklich und berühmt.

Diejenigen, die es durch ähnliche Tüchtigkeit zu Fürsten bringen, erwerben die Herrschaft mit Mühe, behaupten sie aber leicht. Die Schwierigkeiten, die sie bei Erwerbung der Herrschaft finden, entstehen teils aus den neuen Einrichtungen, die sie treffen müssen, um den Staat zu begründen und für ihre eigne Sicherheit zu sorgen. Dabei ist zu bemerken, daß nichts größere Schwierigkeiten in der Ausführung bietet und von zweifelhafterem Erfolg ist, als sich zum Haupt einer neuen Staatsordnung zu machen. Denn der Neuordner hat alle die zu Feinden, die sich in der alten Ordnung wohl befinden ¹, und laue Verteidiger in denen, welche bei der Neuordnung zu gewinnen hoffen. Dies kommt teils von der Furcht vor den Gegnern, welche die Gesetze für sich haben, teils von der Ungläubigkeit der Menschen, die an eine neue Sache nicht eher glauben, als bis sie sie mit den Händen greifen können. Daher kommt es, daß die Gegner sie bei jeder Gelegenheit parteiwütig angreifen und die Freunde sie so lau verteidigen, daß er samt ihnen in Gefahr gerät. Will man hierüber ein rechtes Urteil gewinnen, so muß man also prüfen, ob die Neuordner auf eignen Füßen stehen oder von andern abhängen, d. h. ob sie ihr Unternehmen durch Zureden oder mit Gewalt durchsetzen können. Im ersteren Falle ergeht es ihnen stets schlecht, und sie erreichen nichts; stehen sie aber auf eignen Füßen und können Gewalt anwenden, so mißlingt es selten.

Daher haben alle bewaffneten Propheten den Sieg davongetragen, die unbewaffneten aber sind zugrunde gegangen; denn zu dem Obengenannten kommt noch der Wankelmut des Volkes, welches sich leicht etwas einreden läßt, aber schwer dabei festzuhalten ist. Damm muß der Plan so angelegt sein, daß man, wenn der Glaube der Menge versagt, mit Gewalt nachhelfen kann. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus hätten ihre Einrichtungen nicht lange aufrechterhalten können, wenn sie ohne Waffen gewesen wären; so wie es zu unsern Zeiten dem Fra Girolamo Savonarola ² geschah, der mit seinen Neuerungen zugrunde ging, als die Menge den Glauben an ihn verlor und er kein Mittel hatte, seine Anhänger im Glauben zu erhalten und die Ungläubigen zum Glauben zu zwingen. Solche haben daher große Schwierigkeiten zu bestehen; alle ihre Gefahren liegen auf dem Wege, und sie müssen sie durch ihre Tüchtigkeit überwinden. Haben sie aber gesiegt und beginnen Ansehen zu erlangen, nachdem sie ihre Neider aus dem Wege geschafft haben, so bleiben sie mächtig, geehrt und glücklich.

1 Am Beispiel: Merkels Hofschranzen im Juli 2018, die die Einheit der Fraktion beschwören und ständig sagen, die Regierung sei handlungsfähig.

2 s. Übersicht (1483, 1491, 1495, 1497, 1498)

So großen Beispielen will ich noch ein kleineres hinzufügen, das aber manches mit ihnen gemein hat und mir statt aller andern ähnlichen dienen soll: es ist das des Hiero von Syrakus ¹. Er wurde aus einem Privatmanne zum Fürsten von Syrakus, und das Glück bot ihm nichts anderes, als die Gelegenheit; denn die Syrakusaner, welche unterdrückt waren, wählten ihn zu ihrem Anführer, und als solcher machte er sich so verdient, daß er ihr Fürst wurde. Er war schon als Privatmann so tüchtig, daß berichtet wird, es habe ihm zum Herrscher nichts gefehlt, als die Herrschaft. Er löste das alte Heer auf und schuf ein neues, verließ seine alten Freunde und knüpfte neue Freundschaften an, und da er Freunde und Soldaten auf seiner Seite hatte, so konnte er auf einem solchen Grunde jedes Gebäude errichten, so daß er also viel Mühe hatte, die Herrschaft zu erringen, aber nur wenig, um sie zu behaupten.

7. KAPITEL

Von neuen Fürstentümern, die durch fremde Hilfe und durch Glück erworben werden

Die, welche bloß durch Glück aus dem Privatstande auf den Thron gelangen, haben dabei wenig Mühe, um so mehr aber dabei, sich auf dem Throne zu erhalten. Auf dem Wege stellt sich ihnen nichts entgegen, denn sie werden hinaufgehoben, wenn sie aber oben sind, so entstehen alle möglichen Schwierigkeiten. Das trifft für alle zu, die durch Geld oder durch die Gnade eines andern einen Staat erhalten haben. So wurden viele Griechen von Darius zu Fürsten in den Städten Ioniens und am Hellespont erhoben, damit sie für seine Sicherheit und seinen Ruhm sorgten. So sind auch manche römische Kaiser durch Bestechung der Soldaten zur Weltherrschaft gelangt. Solche Herrscher hängen lediglich vom guten Willen und vom Schicksal derer ab, denen sie ihre Würde verdanken; dies aber sind zwei höchst wandelbare und unbeständige Dinge, und sie verstehen und vermögen es nicht, ihre Stellung zu behaupten. Sie verstehen es nicht, denn wenn ein Mann nicht großen Geist und Tüchtigkeit besitzt, so erscheint es wenig glaubhaft, daß der, welcher stets als Privatmann gelebt hat, zu befehlen verstehe. Sie vermögen es nicht, denn sie besitzen keine Truppen, die ihnen treu und ergeben wären. Zudem können plötzlich entstandene Staaten, wie alles auf Erden, was noch entsteht und wächst, keine tiefen Wurzeln und festen Bande haben; somit werden sie vom ersten Sturm entwurzelt, es sei denn, daß der, welcher mit einem Schlag auf den Thron gelangt ist, so viel Tüchtigkeit besitzt, das, was Fortuna ihm in den Schoß geworfen hat, festzuhalten und die Grundlagen, die andere sich gelegt haben, ehe sie Fürsten wurden, sich noch nachträglich zu schaffen.

Von jeder dieser beiden Arten, durch Glück oder Tüchtigkeit zur Herrschaft zu gelangen, will ich je ein Beispiel anführen, das in unserer Zeit in aller Gedächtnis ist, und zwar das des Francesco Sforza ² und des Cesare Bor-

1 Hiero - wahrscheinlich Hieron I. von Syrakus gemeint. Er vereinigte fast das ganze Sizilien unter seiner Herrschaft, † - 466

2 s. Übersicht, die Jahre 1523 & 1526

gia ¹. Francesco ward durch die richtigen Mittel und durch seine große Tapferkeit Herzog von Mailand, und was er mit unendlicher Mühe gewonnen, konnte er mühelos behaupten. Der andre, Cesare Borgia (insgemein Herzog von Valentinois genannt) erlangte seinen Stand durch das Glück seines Vaters und verlor ihn mit diesem, trotzdem er nichts unterließ und alles tat, was ein kluger und tüchtiger Mann tun muß, um in dem Staate, den er durch die Waffen und das Glück eines andern gewonnen hatte, Wurzeln zu schlagen. Denn, wie gesagt, wer nicht vorher den Grund gelegt hat, kann es durch große Tüchtigkeit nachholen, aber nur mit Gefahr des Baumeisters und des Gebäudes. Betrachtet man nun alle Fortschritte des Herzogs, so wird man sehen, wieviel er getan hat, um den Grund zu seiner künftigen Größe zu legen. Ich halte es nicht für überflüssig, dies zu betonen, denn ich wüßte nicht, einem neuen Fürsten bessere Regeln zu geben, als dem Beispiel seiner Handlungen zu folgen; und wenn seine Maßregeln ihm doch nichts nützten, so lag die Schuld nicht an ihm, sondern an einem ganz außerordentlichen Mißgeschick.

Alexander VI. fand in dem Plane, seinen Sohn [Cesare Borgia] groß zu machen, zahlreiche Schwierigkeiten, sowohl gegenwärtige wie zukünftige. Zunächst sah er keinen Weg, ihn zum Herrn eines Staates zu machen, der nicht zur Kirche gehörte, und wenn er ihm einen solchen gab, so wußte er wohl, daß der Herzog von Mailand und die Venezianer dies nicht dulden würden, denn Faenza und Rimini standen bereits unter venezianischem Schutze. Außerdem sah er, daß die italienischen Waffen, insonderheit die, deren er sich bedienen konnte, in den Händen derer waren, welche die Größe des Papstes zu fürchten hatten. Sie gehörten alle den Orsini und Colonna und deren Anhängern, und so war kein Verlaß auf sie. Es war also nötig, diese Verhältnisse zu verwirren und die italienischen Staaten gegeneinander aufzuwiegeln, um einen Teil von ihnen mit Sicherheit an sich zu reißen. Dies fiel ihm leicht, da die Venezianer aus andern Beweggründen damit umgingen, die Franzosen wieder nach Italien zu rufen. Diesem Vorhaben widersetzte er sich nicht nur nicht, sondern er erleichterte es ihnen durch die Ehescheidung des Königs Ludwig; und so erschien dieser denn in Italien mit Hilfe der Venezianer und unter Zustimmung des Papstes; und kaum war er in Mailand, so hatte der Papst auch schon Leute genug zu seiner Unternehmung auf die Romagna, die man ihm wegen des großen Rufes der Franzosen verstattete.

Nachdem der Herzog [Cesare Borgia] nun die Romagna erobert und die Colonneseu geschlagen hatte, wollte er seine Eroberung sichern und weitergehen; aber da stieß er auf zwei Hindernisse: erstens die eigenen Truppen, auf die kein Verlaß war, und zweitens die Absichten Frankreichs. Er fürchtete also, daß die Truppen der Orsini, deren er sich bedient hatte, von ihm abfielen und nicht allein weitere Eroberungen vereiteln, sondern ihm auch das, was er bereits hatte, entreißen möchten. Von dem Könige fürchtete er das gleiche. Bei den Orsini traf dieses auch ein, als er nach der Eroberung Faenzas Bologna angriff und sie sich bei der Belagerung recht lau benahmen. Und was den [französischen] König betraf, so lernte er dessen Gesinnung kennen, als er nach Eroberung des Herzogtums Urbino Toskana angriff und der König ihn zwang, von diesem Unternehmen abzustehen. Darauf beschloß der Herzog,

1 s. Übersicht, die Jahre 1492 bis 1504

sich von fremden Waffen und fremdem Glück ganz frei zu machen. Zunächst schwächte er die Orsini und Colonna in Rom, indem er alle Edelleute, die jenen anhängen, auf seine Seite zog und sie nach Maßgabe ihrer Kriegsmacht und ihrer Besitzungen mit reichen Geschenken ehrte. In wenigen Monaten war ihre Anhänglichkeit an ihre Parteien verlöscht und hatte sich ganz dem Herzog zugewandt. Hiernach wartete er [auf] die Gelegenheit, die Orsini zu vernichten, wie er schon das Haus Colonna auseinander gebracht hatte; auch dies gelang ihm, und er nutzte es besser. Die Orsini merkten erst spät, daß die Größe des Herzogs und der Kirche ihr Untergang war, und sie veranstalteten eine Zusammenkunft in Magione im Gebiet von Perugia. Aus dieser entstand der Aufruhr von Urbino und die Erhebungen in der Romagna und zahllose Gefahren des Herzogs, die er aber mit Hilfe der Franzosen sämtlich überwand, wodurch sein Ansehen sich wieder befestigte.

Da er aber weder den Franzosen noch andern fremden Mächten traute, sie jedoch nicht auf die Probe stellen konnte, so beschloß er, sie zu hintergehen, und er wußte seine Absichten so gut zu verbergen, daß die Orsini sich mit ihm durch Vermittlung des Herrn Paolo Orsini versöhnten. Diesem gegenüber unterließ der Herzog nichts, um ihn in Sicherheit zu wiegen; er beschenkte ihn mit Geld, Kleidern und Pferden, bis ihre Einfalt sie schließlich nach Sinigaglia und in seine Hände lockte. Nachdem er die Häupter umgebracht und deren Anhänger auf seine Seite gezogen hatte, war seine Herrschaft ziemlich fest begründet, da die ganze Romagna nebst dem Herzogtum Urbino in seiner Gewalt war und die Völker anfangen, sich dabei wohl zu fühlen.

Da dieser Teil seines Benehmens beachtenswert ist und Nachahmung verdient, so möchte ich ihn nicht unerwähnt lassen. Nachdem der Herzog die Romagna unterworfen und gefunden hatte, daß sie unfähigen Herren angehört hatte, die ihre Untertanen eher ausgeplündert als ihr Los verbessert und mehr Unordnung gestiftet, als für Ordnung gesorgt hatten, so daß diese Provinz voller Straßenraub, Händel und allerart Frevel war, so hielt er es für nötig, sie zu beruhigen und botmäßig zu machen, indem er sie tüchtig regierte. Zu diesem Zweck machte er Messer Ramiro d'Orco zum Statthalter, einen grausamen und geschickten Mann, dem er volle Gewalt erteilte. Dieser stellte binnen kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit her, wodurch er sich großen Ruhm erwarb. Hierauf schien dem Herzog, daß so unumschränkte Gewalt nicht mehr angebracht sei, da er fürchtete, daß sie verhaßt werden möchte. Er errichtete also mitten im Land einen Gerichtshof unter dem Vorsitz eines trefflichen Mannes, bei dem jede Stadt ihre Anwalt hatte. Und da er erfuhr, daß die vorgegangene Strenge einigen Haß erzeugt hatte, so suchte er die Gemüter des Volkes zu beruhigen und es vollends zu gewinnen, indem er ihm bewies, daß alle begangenen Grausamkeiten nicht von ihm, sondern von dem rauhen Sinn seines Statthalters herrührten. Er benutzte eine Gelegenheit und ließ ihn eines Tages in Cesena auf dem Marktplatz in zwei Stücke zerrissen ausstellen, mit einem Stück Holz und einem blutigen Messer zur Seite. Der Graus dieses Anblicks befriedigte das Volk für eine Weile und hielt es zugleich in Respekt.

Kehren wir jedoch zu unserm Ausgangspunkte zurück. Der Herzog war jetzt mächtig genug und für den Augenblick vor allen Gefahren ziemlich gesichert, da er sich nach seiner Weise genugsam gerüstet und die Streitkräfte,

die in der Nähe gefährlich werden konnten, größtenteils vernichtet hatte. Es blieb ihm, wenn er weitere Eroberungen machen wollte, nur die Rücksicht auf Frankreich, denn er wußte, daß der König, der seinen Fehler zu spät eingesehen hatte, dergleichen nicht dulden würde. Er begann also, sich nach neuen Freundschaften umzusehen und mit Frankreich ein Doppelspiel zu treiben, sobald die Franzosen auf das Königreich Neapel und gegen die Spanier vorrückten, welche Gaeta belagerten. Seine Absicht war, sich dieser zu versichern, und das wäre gelungen, wenn Alexander am Leben blieb. So viel von seinen Maßnahmen für die Gegenwart. Was aber die Zukunft betraf, so hatte er vornehmlich zu befürchten, daß ein neuer Papst ihm wenig gewogen wäre und ihm das zu nehmen suchte, was Alexander ihm gegeben hatte. Hiergegen gedachte er sich durch vier Mittel zu sichern: erstens, alle Fürstenthümer, die er der Herrschaft beraubt hatte, auszutilgen, um dem Papst in dieser Hinsicht jeden Anlaß zu nehmen; zweitens, alle Edelleute von Rom, wie schon erwähnt, zu gewinnen, um mit deren Hilfe den Papst im Zaum zu halten; drittens, das Kardinalskollegium nach Kräften auf seine Seite zu ziehen, und viertens, indem er sich vor dem Tode des Papstes eine so große Herrschaft erwarb, daß er einem ersten Angriff aus eigener Kraft standhalten konnte.

Von diesen drei Dingen hatte er beim Tode Alexanders drei ganz und das vierte fast ausgeführt. Von den beraubten Herrschern hatte er töten lassen, soviel er erreichen konnte, und nur ganz wenige waren entkommen; die römischen Edelleute hatte er gewonnen, und im Kardinalskollegium hatte er die Mehrheit für sich. Was aber die Eroberungen betrifft, so hatte er den Plan gefaßt, Toskana zu unterwerfen; Perugia und Piombino besaß er schon, und Pisa hatte er unter seinen Schutz genommen. Gleich als hätte er auf Frankreich keinerlei Rücksicht zu nehmen (und in der Tat hatte er das nicht mehr nötig, nachdem die Franzosen das Königreich Neapel an Spanien verloren hatten, so daß beide Teile genötigt waren, sich um seine Freundschaft zu bewerben), warf er sich zum Herrn von Pisa auf. Daraufhin ergaben sich ihm Lucca und Siena, teils aus Eifersucht gegen Florenz, teils aus Furcht; die Florentiner aber hatten keine Rettung. Wäre ihm dies geglückt (und es mußte im selben Jahre gelingen, wo Alexander starb), so erwarb er solchen Ruf und solche Macht, daß er sich allein halten konnte und nicht mehr vom Glück und der Macht eines andren abhängig war, sondern ganz allein von seiner Macht und Tüchtigkeit. Jedoch Alexander starb, fünf Jahre nachdem er das Schwert gezogen, und hinterließ ihm nichts als die befestigte Herrschaft in der Romagna. Alles übrige schwebte noch in der Luft, und er stand zwischen zwei sehr starken feindlichen Heeren; dazu war er todkrank. Der Herzog besaß so viel Energie und wußte so gut, wie man Menschen gewinnt und verliert, auch war die Grundlage seiner Herrschaft, die er in so kurzer Zeit gelegt hatte, so befestigt, daß er alle Schwierigkeiten bezwungen hätte, wenn er nicht jene beiden Heere auf dem Halse gehabt hätte oder gesund gewesen wäre.

Denn daß die Grundlagen seiner Macht gut waren, erhellte daraus, daß die Romagna ihn einen Monat lang erwartete, daß er in Rom, obwohl mehr tot als lebendig, sicher war und daß die Baglioni, Vitelli und Orsini, obwohl sie nach Rom kamen, sich dort keinen Anhang gegen ihn zu schaffen vermochten. Er konnte, wo nicht einen neuen Papst nach seinem Willen machen, so doch

verhindern, daß keiner [einer] Papst wurde, den er nicht wollte. Wäre er nun gar beim Tod Alexanders gesund gewesen, so war ihm alles leicht. Am selben Tage, da Julius II. zum Papst erwählt ward, sagte er zu mir, er hätte an alles gedacht, was beim Tode seines Vaters hätte geschehen können, und gegen alles Mittel gefunden; nur daran hätte er nie gedacht, daß er bei diesem Tode selbst sterbenskrank sein könnte. Fasse ich nun alle Handlungen des Herzogs zusammen, so kann ich ihn nicht schelten; vielmehr erscheint er mir, wie gesagt, als Vorbild für alle, die durch Glück und mit fremder Macht zur Herrschaft gelangen. Bei seinem hohen Sinn und seinem großen Ziele konnte er nicht anders handeln; nur der frühe Tod seines Vaters und seine eigne Krankheit vereitelten seine Pläne.

Wer also in seinem neuen Fürstenstande es nötig findet, sich gegen Feinde zu sichern, Freunde zu gewinnen, durch Gewalt oder List zu siegen, sich beim Volke beliebt oder gefürchtet zu machen, bei den Soldaten sich Gehorsam und Achtung zu verschaffen, die zu vertilgen, welche ihn befeinden können oder es müssen, die alte Ordnung der Dinge auf eigne Art zu erneuern, streng und gütig, großmütig und freigebig zu sein, untreue Truppen aufzulösen und neue zu schaffen, sich die Freundschaft von Königen und Fürsten zu erhalten, so daß sie ihm gern gefällig sind und ihn nur mit Scheu angreifen, der kann kein frischeres Beispiel finden als die Handlungen dieses Mannes. Nur eins kann man ihm vorwerfen, daß er in die Papstwahl Julius des Zweiten willigte, was sehr verkehrt war; denn wenn er auch, wie gesagt, keinen Papst nach seinem Willen machen konnte, so konnte er doch verhindern, daß ein anderer Papst wurde, und niemals durfte er die Wahl eines Kardinals zulassen, den er beleidigt hatte oder der ihn zu fürchten hatte, nachdem er Papst geworden war. Denn die Menschen befeinden entweder aus Haß oder aus Furcht. Die, welche er beleidigt hatte, waren u. a. die Kardinäle von S. Pietro ad Vincula, Colonna, San Giorgio, Ascanio. Alle andern aber hatten ihn zu fürchten, sobald sie den Papstthron bestiegen, mit Ausnahme des Kardinals von Rouen und der Spanier. Diese wegen der Verwandtschaft und Dankbarkeit, jener wegen seiner Macht, da er das Königreich Frankreich hinter sich hatte. So mußte der Herzog also vor allen Dingen einen Spanier zum Papste machen; vermochte er das nicht, so mußte er seine Zustimmung dem Kardinal von Rouen und nicht dem von S. Pietro ad Vincula [Julius II.] geben. Denn wer da glaubt, daß neue Wohltaten bei den Großen alte Beleidigungen auslöschen, der irrt sich. Der Herzog beging also bei dieser Wahl einen Fehler und bereitete sich dadurch selbst den Untergang.

Von denen, welche durch Verbrechen zur Herrschaft gelangt sind

Doch es gibt noch zwei Arten, aus dem Privatstande zur Herrschaft zu gelangen, die man weder ganz dem Glücke noch der Tüchtigkeit zuschreiben kann. Ich will sie hier nicht übergehen, obwohl von der einen ausführlich gehandelt werden kann, wo von Republiken die Rede ist. Es sind dies folgende: wenn jemand auf verbrecherische und ruchlose Weise zur Herrschaft sich aufschwingt, oder wenn ein Bürger durch die Gunst seiner Mitbürger zum Fürsten seines Vaterlandes erhoben wird. Was die erste Art betrifft, so will ich zwei Beispiele anführen, ein altes und ein neues, ohne im übrigen ein Urteil darüber zu fällen; denn ich meine, daß es für die, welche in der gleichen Lage sind, genügt, wenn sie es nachahmen.

Agathokles, der Sizilianer, brachte es nicht nur aus dem Privatstande, sondern aus dem niedrigsten und ruchlosesten Schicksal zum König von Syrakus. Er war der Sohn eines Goldschmieds und führte auf allen Stufen seines Glückes stets ein verworfenes Leben, besaß aber bei aller seiner Schlechtigkeit solche Vorzüge des Geistes und des Körpers, daß er als Soldat auf der Stufenleiter der Würden bis zum Prätor von Syrakus aufstieg. Nachdem er sich in dieser Stellung befestigt hatte, beschloß er, sich zum Fürsten aufzuschwingen und die Macht, die man ihm verliehen hatte, mit Gewalt zu behaupten, ohne jemandem Dank zu schulden. Über diese Absicht einigte er sich mit dem Hamilkar, der mit dem karthagischen Heere in Sizilien focht. Eines Morgens berief er das Volk und den Senat von Syrakus, wie um über Staatsangelegenheiten zu beraten, und ließ auf ein gegebenes Zeichen alle Senatoren und Patrizier niedermachen. Nachdem diese beseitigt waren, ergriff und behauptete er die Herrschaft ohne irgendwelche inneren Wirren. Und wiewohl er von den Karthagern zweimal geschlagen und zuletzt belagert ward, so vermochte er doch nicht nur seine Stadt zu verteidigen, sondern er fiel sogar, nachdem er einen Teil seiner Leute zur Verteidigung derselben zurückgelassen, mit dem andern in Afrika ein, befreite Syrakus binnen kurzem von der Belagerung und brachte die Karthager in die äußerste Notlage, so daß diese gezwungen waren, sich mit ihm zu verständigen, sich mit dem Besitz von Afrika zu begnügen und ihm Sizilien zu lassen.

Wer also seine Handlungen und seine Tüchtigkeit erwägt, wird wenig oder nichts finden, was er dem Glücke verdankte, da er, wie gesagt, nicht durch die Gunst eines andren, sondern durch seine Beförderung im Heere unter tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten zur Herrschaft gelangt war und diese mit solcher Entschlossenheit in Gefahren behauptete. Man kann es nicht Tugend nennen, seine Mitbürger zu ermorden, die Freunde zu verraten, ohne Treu und Glauben, ohne Menschlichkeit und Religion zu sein. Auf diese Art kann man wohl die Herrschaft, doch keinen Ruhm erwerben. Betrachtet man aber die Tapferkeit, mit der Agathokles sich in Gefahren begab und diese be-

stand, und den großen Sinn, womit er das Mißgeschick ertrug und überwand, so findet man nichts, worin er einem großen Feldherrn nachstünde. Gleichwohl verbieten seine unmenschliche Grausamkeit und seine unzähligen Verbrechen, ihn unter die vorzüglichsten Menschen zu zählen. Man kann das also weder dem Glück noch der Tugend zuschreiben, was er ohne beides erreicht hat.

In unsren Tagen, unter der Herrschaft Alexanders VI., haben wir den Oliverotto da Fermo ¹ gehabt, der vor einigen Jahren noch ganz klein war. Ein Oheim mütterlicherseits, namens Giovanni Fogliano, erzog ihn und gab ihn in jungen Jahren in den Kriegsdienst unter Paolo Vitelli, damit er unter dessen Zucht zu einem hervorragenden Krieger würde. Nach Paolos Tode diente er unter dessen Bruder Vitellozzo, und da er ein Mann von scharfem Verstande und körperlich wie geistig gleich tüchtig war, so ward er binnen kurzem der erste Mann in seinem Heere. Da es ihm aber zu niedrig schien, unter andren zu stehen, so gedachte er mit Hilfe etlicher Bürger von Fermo, denen die Knechtschaft lieber war, als die Freiheit ihrer Vaterstadt, sowie durch die Gunst des Vitellozzo, sich Fermos zu bemächtigen. Er schrieb also an Giovanni Fogliano, daß er ihn und seine Heimat nach so langem Fernsein wiedersehen und sich auch nach seinem Erbteil umtun wolle. Da er aber bisher nach nichts weiter getrachtet hätte, als nach Ehre, so wolle er, damit seine Mitbürger sähen, daß er seine Zeit nicht vergeudet hätte, in ehrenvoller Weise und in Begleitung von hundert Reitern, seinen Freunden und Dienern, einziehen. Er bäte ihn also, dafür Sorge zu tragen, daß die Einwohner von Fermo ihn ehrenvoll empfangen, was ja nicht ihm allein, sondern auch seinem Oheim, der ihn erzogen, zur Ehre gereichen würde. Giovanni unterließ nichts, was er seinem Neffen schuldete; er sorgte für einen ehrenvollen Empfang durch die Einwohner von Fermo und nahm ihn in seinem Hause auf.

Einige Tage darauf, nachdem Oliverotto alle Zurüstungen zu seiner Schandtath getroffen hatte, gab er dort ein glänzendes Festmahl, zu dem er Giovanni Fogliano und alles, was in Fermo angesehen war, einlud. Nachdem die Mahlzeit und alle Ergötzungen, die bei solchen Festen stattzufinden pflegen, beendet waren, gab Oliverotto dem Gespräch absichtlich eine ernste Wendung, redete vom Papst Alexander und seinem Sohne Cesare und deren Unternehmungen. Als Giovanni und andre auf diese Reden eingingen, stand er mit einemmal auf, erklärte, dies seien Sachen, über die man an einem verschwiegenen Orte reden müsse, und zog sich in eine Kammer zurück, wohin Giovanni und alle andre ihm folgten. Kaum aber hatten sie sich gesetzt, so traten aus dem Versteck Soldaten hervor, die Giovanni und alle übrigen umbrachten. Nach dieser Mordthat stieg Oliverotto zu Pferde, ritt durch die Stadt und belagerte den Magistrat im Rathause. Die Ratsherren ließen sich einschüchtern, unterwarfen sich ihm und bestätigten eine Regierung, die ihn zum Fürsten machte. Und da alle Unzufriedenen, die ihm schaden konnten, tot waren, so befestigte er seine Macht durch neue bürgerliche und militärische Maßregeln, so daß er während des einen Jahres, wo er die Herrschaft innehatte, nicht nur in der Stadt Fermo sicher, sondern auch von allen seinen Nachbarn gefürchtet war; ja seine Vertreibung wäre ebenso schwer gewesen,

¹ Eines der Mordopfer Cesare Borgias 1502 (s. »Übersicht« 1502)

wie die des Agatokles, hätte er sich nicht von Cesare Borgia ins Garn locken lassen.

Dieser hatte, wie oben erwähnt, zu Sinigaglia die Orsini und Vitelli gefangen und fing auch ihn, so daß er ein Jahr nach seinem Verwandtenmord samt dem Vitellozzo, seinem Lehrmeister in Kriegstugend und Verbrechen, erdrosselt ward. Man könnte zweifeln, wie es möglich war, daß Agathokles und manche andre nach zahllosen Verrätereien und Grausamkeiten in ihrer Vaterstadt lange Zeit sicher lebten und sich äußerer Feinde erwehren konnten, und daß ihre Mitbürger nie eine Verschwörung gegen sie unternahmen, wohingegen viele andre sich wegen ihrer Grausamkeit nicht einmal im Frieden, geschweige denn in unsicheren Kriegszeiten, zu behaupten vermochten. Ich glaube, das hängt von dem rechten oder falschen Gebrauch der Grausamkeit ab. Ein rechter Gebrauch, wenn man dies so nennen darf, ist der, wenn das Böse ein einziges Mal zur eignen Sicherheit geschieht, dann aber aufhört und sich soviel wie möglich zum Nutzen der Untertanen verwandelt. Einen Mißbrauch nenne ich es, wenn das Böse im Anfang gering ist, mit der Zeit aber eher zunimmt als nachläßt.

Der den ersten Weg beschreitet, kann mit Gottes und der Menschen Hilfe seine Lage verbessern, wie Agathokles es getan hat; die andren aber können sich unmöglich halten. Woraus sich ergibt, daß der, welcher einen Staat an sich reißen will, alle notwendigen Gewalttaten vorher bedenken und sie auf einen Schlag ausführen soll, um nicht jeden Tag wieder anfangen zu müssen. Ist alles auf einmal abgetan, so beruhigen sich die Menschen, und er kann sie durch Wohltaten gewinnen. Wer aus Furcht oder aus Mangel an Einsicht anders handelt, muß das Schwert beständig in der Hand halten und kann sich nie auf seine Untertanen verlassen, da diese ihm wegen der fortgesetzten neuen Mißhandlungen nicht trauen können. Darum müssen alle Gewalttaten auf einmal geschehen, da sie dann weniger empfunden und eher vergessen werden. Die Wohltaten aber müssen nach und nach erzeugt werden, damit sie sich besser einprägen. Vor allem aber muß ein Fürst sich mit seinen Untertanen so stellen, daß kein guter oder schlimmer Zufall sein Verhalten ändert; denn wenn die Zeiten der Not kommen, so ist die Härte unangebracht, und Wohltaten helfen dir auch nichts, denn man hält sie für erzwungen und weiß dir keinen Dank dafür.

9. KAPITEL

Der Volksfürst

Ich komme zu dem andern Falle, wenn ein Bürger nicht durch Verbrechen oder andre unleidliche Gewalttat, sondern durch die Gunst seiner Mitbürger zum Fürsten seines Vaterlandes aufsteigt. Diesen Mann könnte man einen Volksfürsten nennen. Um zu dieser Herrschaft zu gelangen, ist nicht bloß Tüchtigkeit oder Glück erforderlich, sondern vielmehr eine glückliche Schlaueit und ein Buhlen um die Gunst des Volkes oder der Großen. Da in jeder Stadt diese zwei gegensätzlichen Strebungen herrschen, so will das Volk die Herrschaft und die Bedrückung der Großen nicht dulden, während die Großen

das Volk zu beherrschen und zu unterdrücken trachten; und aus dem Widerstreit dieser Strebungen entsteht in den Städten entweder Alleinherrschaft oder Freiheit oder Anarchie. Die Alleinherrschaft wird entweder vom Volke oder von den Großen herbeigeführt, je nachdem die eine oder andre Partei dazu Gelegenheit findet. Denn wenn die Großen sehen, daß sie dem Volke nicht widerstehen können, so beginnen sie einem der Ihren Ansehen zu verschaffen und erheben ihn zum Fürsten, um unter seinem Schutz ihren eignen Gelüsten zu frönen.

Auch das Volk verhilft, wenn es sieht, daß es den Großen nicht widerstehen kann, einem Einzigem zu Ansehen und macht ihn zum Fürsten, um von ihm geschützt zu werden. Wer mit Hilfe der Großen Fürst wird, erhält sich schwerer, als einer, den das Volk erhebt; denn er findet sich als Fürst von vielen umgeben, die sich seinesgleichen dünken und denen er deshalb weder befehlen, noch sie nach seinem Willen behandeln kann. Wer aber durch die Volksgunst zur Herrschaft gelangt, steht ganz allein und hat keinen oder nur ganz wenige um sich, die ihm zu gehorchen nicht bereit wären. Außerdem kann er die Großen nicht auf ehrliche Weise befriedigen, ohne andre zu verletzen, wohl aber das Volk, denn das Ziel des Volkes ist viel erhabener als das Ziel der Großen: diese wollen unterdrücken, jenes aber unbedrückt sein. Es kommt hinzu, daß ein Fürst sich eines feindseligen Volkes nie versichern kann, weil dessen zuviel sind [weil das Volk zahlenmäßig stark ist]; der Großen aber kann er sich versichern, weil es nur wenige sind. Das Schlimmste, was ein vom Volke gehaßter Fürst zu gewärtigen hat, ist, daß es ihn im Stiche läßt; von den feindlichen Großen aber hat er nicht nur zu befürchten, daß sie ihn verlassen, sondern auch, daß sie gegen ihn aufstehen; denn da diese mehr Einsicht und Schlaueit besitzen, so sinnen sie im voraus auf ihre Rettung und suchen die Gunst dessen zu erlangen, von dem sie hoffen, daß er siegen wird [werde].

Auch ist er genötigt, beständig mit dem gleichen Volke zu leben, hingegen kann er leicht ohne die gleichen Großen auskommen, weil er jeden Tag welche erheben und erniedrigen und ihnen nach Gutdünken Ansehen nehmen und geben kann. Um diesen Punkt klar zu stellen, sage ich, daß es zwei Arten gibt, die Großen zu behandeln. Sie betragen sich nämlich entweder so, daß sie sich ganz deinem Glücke anvertrauen oder gar nicht. Die, welche ganz zu dir halten und nicht habgierig sind, mußt du ehren und lieben; die, welche sich nicht an dich binden, müssen auf zwei Arten betrachtet werden. Entweder sie tun dies aus Feigheit und Mangel an natürlichem Mut; dann mußt du dich ihrer bedienen, insonderheit, wenn sie klug sind, denn im Glück wirst du von ihnen geehrt und im Unglück hast du von ihnen nichts zu fürchten. Wenn sie sich aber aus ehrgeizigen Absichten nicht an dich binden, so beweisen sie, daß sie mehr an sich als an dich denken; und vor diesen muß der Fürst sich hüten und sie als heimliche Feinde fürchten, denn sie werden im Unglück stets behilflich sein, ihn zu stürzen. Deswegen muß, wer durch Volksgunst Fürst wird, da es ja nichts weiter verlangt, als nicht bedrückt zu werden. Wer jedoch gegen den Willen des Volkes durch den Beistand der Großen Fürst wird, muß vor allen Dingen suchen, das Volk zu gewinnen, was ihm ebenfalls leicht wird, wenn er es in Schutz nimmt.

Und da die Menschen, wenn sie Gutes von einem erfahren, von dem sie Schlimmes erwarteten, ihrem Wohltäter größeren Dank wissen, so wird er beim Volke auf einmal beliebter sein, als wenn es ihn selbst zur Macht erhoben hätte. Der Mittel aber, das Volk zu gewinnen, sind mancherlei; sie richten sich nach den Umständen und lassen sich deshalb nicht in eine bestimmte Regel fassen, weshalb ich sie ganz übergehe. Ich ziehe nur den Schluß, daß ein Fürst das Volk auf seiner Seite haben muß, weil er sonst im Unglück verlassen ist. Nabis ¹, der Fürst der Spartaner, hielt die Belagerung von allen Griechen und von einem siegreichen Römerheer aus und verteidigte das Vaterland und seinen Staat gegen sie; und dazu genügte es, als die Gefahr nahte, sich einiger Weniger zu versichern. Hätte er das Volk zum Feinde gehabt, so hätte dies nicht hingereicht. Und es setze mir keiner das triviale Sprichwort entgegen, daß wer auf das Volk baut, auf Sand baut. Denn dies trifft nur zu, wenn ein Privatmann sich auf das Volk stützen will und es um Befreiung vom Joch seiner Feinde oder der Obrigkeit anruft. In diesem Falle kann er sich leicht betrügen, wie es in Rom den Gracchen und in Florenz dem Messer Giorgio Scali erging.

Stützt sich aber ein Fürst auf das Volk, der zu befehlen versteht und ein Herz hat, so lasse er sich im Unglück nicht irre machen; er treffe alle nötigen Zurüstungen und erhalte durch seinen Geist und seine Befehle alles im Zuge, so wird er sich vom Volke nicht betrogen finden und erkennen, daß er auf festen Grund gebaut hat. In Gefahr geraten solche Herrschaften gewöhnlich nur dann, wenn sie aus einem Volksfürstentum zur Alleinherrschaft übergehen wollen, denn diese Fürsten regieren entweder selbst oder durch Magistratspersonen. Im letzteren Falle ist ihre Stellung unsicherer und gefährdeter, weil sie völlig von dem Willen der Bürger abhängt, welche die obersten Stellen bekleiden. Diese können, besonders im Unglück, dem Fürsten leicht seine Macht rauben, indem sie ihm zuwiderhandeln oder den Gehorsam verweigern. Der Fürst aber darf in gefährlichen Zeiten nicht die absolute Macht an sich reißen, weil die Bürger und Untertanen, die gewohnt sind, den Magistratspersonen zu gehorchen, in der Bedrängnis nicht auf sein Gebot hören und es ihm in unsicheren Zeiten stets schwer ist, zuverlässige Leute zu finden. Solche Fürsten also dürfen sich nicht auf das verlassen, was sie in ruhigen Zeiten sehen, wo die Bürger den Staat nötig haben. Alsdann ist jeder diensteifrig, verspricht jeder, will jeder für ihn in den Tod gehen, solange die Gefahr fern ist. In den unglücklichen Zeiten jedoch, wo der Staat die Bürger nötig hat, finden sich wenige bereit. Ein solches Experiment ist um so gefährlicher, als man es nur einmal machen kann. Daher muß ein kluger Fürst dafür sorgen, daß seine Bürger unter allen Umständen und in allen Zeitläuften ihn und den Staat nötig haben: dann werden sie ihm stets treu bleiben.

1 Nabis - Spartas König, † - 192

10. KAPITEL

Wie die Kräfte aller Fürstentümer zu bemessen sind

Bei der Prüfung der Beschaffenheit aller dieser Fürstentümer spricht noch ein anderer Umstand mit, nämlich, ob ein Fürst einen so großen Staat hat, daß er sich im Notfalle allein halten kann, oder ob er stets auf fremde Hilfe angewiesen ist. Um auf diesen Punkt näher einzugehen, so meine ich, daß die sich selbst zu behaupten vermögen, die Menschen oder Geld genug besitzen, um ein ausreichendes Heer aufzustellen und jedem, der sie angreift, eine Schlacht zu liefern. Die aber bedürfen nach meiner Ansicht stets fremden Beistandes, die dem Feinde nicht im Felde entgegentreten können, sondern genötigt sind, sich hinter ihre Mauern zurückzuziehen und sich dort zu verteidigen. Vom ersten Falle ist bereits geredet, und bei Gelegenheit werden wir noch mehr davon reden. Im zweiten Falle kann man dem Fürsten nichts anderes raten, als seine Stadt zu befestigen, das Land aber preiszugeben. Und wer immer seine Stadt befestigt und sich im übrigen gegen seine Untertanen so benimmt, wie ich es weiter oben empfahl und auch fürder[hin] empfehlen werde, den wird keiner leichtfertig angreifen, weil niemand gern Dinge unternimmt, die mit Schwierigkeiten verknüpft sind, und weil es nicht leicht erscheint, einen anzugreifen, der wohlbefestigt und seinem Volke nicht verhaßt ist.

Die deutschen Städte haben große Freiheiten und wenig Landgebiet; sie gehorchen dem Kaiser, soweit sie wollen, und fürchten sich vor keinem Nachbarn, denn sie sind derart befestigt, daß ein jeder erkennt, wie verdrießlich und schwierig es sei, sie zu erobern. Sie haben starke Mauern und Gräben, hinreichendes Geschütz und in den öffentlichen Speichern Lebensmittel und Brennholz für Jahresfrist. Zudem vermögen sie dem kleinen Volke ohne Schaden für das Gemeinwohl seinen Unterhalt zu sichern, indem sie ihm für ein Jahr Arbeit in den Gewerben geben, die den Lebensnerv der Stadt bilden und von denen das Volk lebt. Auch halten sie die Kriegsübung in Ehren und besitzen mancherlei Einrichtungen, um die Lust daran zu erhalten. Ein Fürst also, der über eine feste Stadt gebietet und nicht verhaßt ist, kann nicht angegriffen werden; und versuchte es einer, so müßte er mit Schanden abziehen; denn die Welt ist so veränderlich, daß es schier unmöglich ist, mit einem Heere ein Jahr lang müßig im Felde zu liegen und ihn zu belagern. Wer aber einwendet, daß dem Volke, wenn es seine Besitzungen außerhalb der Stadt verheeren sieht, die Geduld ausginge, und daß die Länge der Belagerung und sein eignes Mitleid es dem Fürsten abwendig machte, so antworte ich, daß ein mächtiger und energischer Fürst aller dieser Schwierigkeiten stets Herr wird, indem er seine Untertanen bald in der Hoffnung wiegt, das Elend werde nicht lange mehr währen, bald ihm Furcht vor der Grausamkeit des Feindes beibringt, bald sich in geschickter Weise derer versichert, welche ihm zu dreist scheinen.

Zudem muß der Feind das Land gleich zu Anfang mit Feuer und Schwert verheeren, wenn die Bürger noch guten Mut und Lust zur Verteidi-

gung haben. Um so mehr muß also der Fürst fest bleiben; denn wenn die Gemüther sich nach einer Weile abkühlen, so ist der Schade schön geschehen und nicht wieder gut zu machen, und die Bürger werden nun erst recht zu ihrem Fürsten halten, in der Meinung, daß er ihnen Dank schulde, weil sie ihre Häuser und Besitzungen in seinem Dienste preisgegeben haben. Denn es liegt in der menschlichen Natur, sich durch das Gute, das man tut, ebenso zu verbinden, wie durch das, welches man empfängt. Erwägt man dies alles reiflich, so erscheint es für einen klugen Fürsten nicht schwierig, seine Untertanen während der Dauer einer Belagerung guten Mutes zu erhalten, wenn es nur nicht an Lebens— und Verteidigungsmitteln gebricht.

11. KAPITEL

Von den geistlichen Herrschaften

Es bleibt uns nur noch von den geistlichen Herrschaften zu reden, bei welchen alle Schwierigkeiten vor ihrer Gewinnung liegen; denn wenn man sie entweder durch Tüchtigkeit oder durch Glück erlangt, so behauptet man sie ohne das eine oder das andere. Beruhen sie doch auf alten religiösen Einrichtungen, welche mächtig genug und so beschaffen sind, daß sie ihre Häupter in ihrer Stellung erhalten, mögen sie sich aufführen und leben, wie sie wollen. Nur sie haben Staaten und verteidigen sie nicht, nur sie haben Untertanen und regieren sie nicht. Ihre Staaten werden ihnen auch unverteidigt nicht entrissen, und ihre Untertanen bekümmert es nicht, daß sie nicht regiert werden, denn sie haben weder die Absicht, noch die Möglichkeit, sich ihnen zu entziehen. Diese Fürsten sind also allein sicher und glücklich. Da sie aber von höheren Ursachen abhängen, an die der menschliche Verstand nicht reicht, so lasse ich dies unerörtert; denn da sie von Gott erhoben und beschirmt werden, so wäre es vorwitzig und vermessen, wenn der Mensch hierüber reden wollte. Wenn mir aber jemand die Frage stellte, wie es kommt, daß die Kirche zu solcher weltlichen Macht gelangt sei und daß bis auf [bis zur Zeit] Alexander VI. alle italienischen Machthaber, und nicht nur die, welche sich Fürsten nannten, sondern auch jeder Baron und Feudalherr, sie im Weltlichen gering achteten, jetzt aber der König von Frankreich davor zittert, ja, daß sie ihn aus Italien vertreiben und die Venezianer zugrunde richten konnte, so antworte ich: Bevor Karl VIII. nach Italien kam, stand dieses Land unter der Herrschaft der Kirche, der Venezianer, des Königs von Neapel, des Herzogs von Mailand und der Florentiner.

Diese Mächte hatten vor allem auf zwei Dinge zu sehen: erstens, daß kein Fremder mit bewaffneter Hand in Italien eindrange, und zweitens, daß keiner unter ihnen übermächtig würde. Am meisten zu besorgen war dies vom Papste und von Venedig. Um Venedig niederzuhalten, bedurfte es des Zusammenschlusses aller andren, wie es bei der Verteidigung von Ferrara geschah. Und um den Papst in Schranken zu halten, bediente man sich der römischen Barone, welche in zwei Parteien, die Orsini und die Colonna, zerfielen. Diese standen bei ihren fortwährenden Fehden im Angesicht des Papstes ewig in Waffen und hielten das Papsttum klein und schwach. Und obwohl hin und wie-

der ein energischer Papst auf den Thron kam, wie Sixtus IV. ¹, so konnte doch weder Glück noch Verstand ihn aus dieser Notlage befreien. Ein Grund dazu lag in der Kürze ihrer Herrschaft; denn in den zehn Jahren, die ein Papst durchschnittlich regierte, war es schwer, eine der beiden Parteien zu bändigen; und wenn z. B. der eine die Colonna gedemütigt hatte, so folgte ein anderer, der den Orsini feind war und jene wieder emporkommen ließ, während er keine Zeit fand, die Orsini zu vertilgen. Daher kam es, daß die weltliche Macht des Papstes in Italien so wenig galt.

Da bestieg Alexander VI. den Thron und bewies besser als alle seine Vorgänger, was ein Papst mit Geld und Gewalt auszurichten vermag. Mittelst seines Sohnes, des Herzogs von Valentinois, und unter Benutzung des Einfalls der Franzosen vollbrachte er alles das, was ich bei den Taten des Herzogs erwähnte, obwohl es nicht seine Absicht war, die Kirche groß zu machen, sondern den Herzog. Trotzdem wandte sich alles, was er geleistet, zum Vorteil der Kirche, welche nach seinem Tode und nach dem Untergange des Herzogs die Früchte seiner Arbeit erntete. Auf ihn folgte Papst Julius II., der den Kirchenstaat bereits mächtig vorfand, da die ganze Romagna dazu gehörte und alle römischen Barone niedergeworfen und die Parteiungen durch Alexander VI. zerschlagen waren. Auch fand er neue Geldquellen erschlossen, die man vor Alexander nicht gekannt hatte. In allen diesen Dingen folgte Julius seinem Vorgänger nicht nur, sondern er übertraf ihn. Er unternahm es, Bologna zu erobern, die Macht von Venedig zu brechen und die Franzosen aus Italien zu vertreiben; und dies alles gelang ihm und gereicht ihm um so mehr zur Ehre, als er alles nur zum Vorteil der Kirche und nichts zum eignen unternahm.

Die Parteien der Orsini und Colonna erhielt er in dem Zustande, in dem er sie vorfand, und obwohl einiger Anlaß zu Zwistigkeiten unter ihnen bestand, so bestimmten sie doch zwei Dinge, sich ruhig zu verhalten: die Größe der Kirche, die sie einschüchterte, und der Umstand, daß keine von beiden Familien einen Kardinal besaß, welches stets den Anlaß zu ihren Streitigkeiten bildete. So oft nämlich diese Parteien Kardinäle besitzen, halten sie keinen Frieden, weil jene in Rom wie außerhalb den Parteihader schüren und die Barone genötigt sind, für sie einzutreten, so daß aus dem Ehrgeiz der Prälaten die Zwistigkeiten und Aufstände unter den Baron entstehen. Papst Leo X. hat ein mächtiges Papsttum vorgefunden; und wie seine Vorgänger es mit den Waffen groß gemacht haben, so steht zu hoffen, daß er ihm durch seine Milde und durch die Fülle seiner Tugenden noch mehr Glanz und Ansehen verleihen wird.

1 Sixtus IV. - 1471 — 1484, übernahm von seinem Vorgänger eine Kriegskasse mit 1 Million Dukaten. Trieb Nepotismus größten Ausmaßes, in seiner Zeit nahmen Bau— und Bildhauerkunst und Malerei in Rom einen großen Aufschwung.

12. KAPITEL

Von den verschiedenen Arten der Streitkräfte und von den Söldnern

Nachdem ich alle Eigenschaften der Regierungen, von denen ich zu reden mir vornahm, im einzelnen durchgesprochen und gelegentlich die Ursachen erwogen habe, aus denen es ihnen gut oder schlecht ergeht, auch die Mittel gezeigt, mit denen viele versucht haben, die Herrschaft zu erlangen und zu behaupten, so bleibt mir jetzt noch die allgemeine Erörterung der Angriffs— und Verteidigungsmittel übrig, welche bei ihnen vorkommen können. Wir haben bereits gesagt, daß eine Herrschaft gute Grundlagen haben müsse, sonst bricht sie zusammen. Die Hauptstütze aller Staaten, der neuen wie der alten und der vermischten, sind gute Gesetze und gute Streitkräfte, und da gute Gesetze nicht ohne gute Streitkräfte bestehen können und da, wo gute Streitkräfte sind, auch gute Gesetze sein müssen, so übergehe ich die Gesetze und rede von den Streitkräften ¹. Ich sage also, daß die Truppen, womit ein Fürst seinen Staat verteidigt, entweder aus Landeskindern oder aus Söldnern oder aus Hilfstruppen bestehen, oder aus gemischten Truppen.

Die Söldner und Hilfstruppen sind unnütz und gefährlich, und wer seine Macht auf Mietstruppen stützt, der wird nie fest und sicher dastehen; denn diese sind uneinig, ehrgeizig, unbändig, treulos, frech gegen ihre Freunde, feig gegen die Feinde, ohne Gottesfurcht, ohne Glauben gegen die Menschen. Man verschiebt seinen Untergang nur so lange, als man den Angriff verschiebt: im Frieden wird man von ihnen selbst beraubt, im Kriege vom Feinde. Der Grund dafür ist, daß sie keine andre Liebe und keinen andren Anlaß haben, im Felde zu liegen, als geringen Sold, um dessentwillen sie ihr Leben für dich nicht preisgeben wollen. Solange du keinen Krieg führst, wollen sie wohl deine Soldaten sein; sobald aber der Krieg ausbricht, laufen sie fort oder gehen nach Hause. Das einzusehen sollte nicht schwer fallen, denn Italien ist jetzt aus keiner andren Ursache zugrunde gegangen, als weil es sich so viele Jahre lang auf Soldtruppen verlassen hat, welche zwar hin und wieder etliche Vorteile errangen und gegeneinander tapfer schienen; sobald aber die Fremden einfielen, zeigte es sich, was sie wert waren.

Daher vermochte Karl VIII. Italien so mühelos zu bewältigen; und wer da sagte, dies sei die Strafe für unsere Sünden, hatte ganz recht, es waren nur nicht die, welche er darunter verstand, sondern die, welche ich genannt habe. Und da die Schuld an den Fürsten lag, so mußten sie auch dafür büßen.

1 Genau der Zustand Deutschlands in der Merkeldiktatur: die Gesetze werden mißachtet, ja mit Füßen getreten (Keine nationalen Alleingänge! Keine unilaterale Lösung! Um Gottes Willen ja nicht die **Deutschen Gesetze** verwirklichen! Nicht abschotten! Niemanden an der Grenze zurückweisen, Deutschland ist für die ganze Welt da, auch für Verbrecher aller Art. Deutschland ist die Müllhalde des Islams geworden.), folglich ist die Bundeswehr nicht kampfbereit, aber die Ministerin hat viel für die Kindergärten in den Kasernen getan. Die **Merkelherrschaft** stützt sich auf hunderttausende parasitäre Neger und Mohammedaner, aber warum bricht sie nicht zusammen?

Ich will die Verkehrtheit des Söldnerwesens noch besser beweisen. Die Söldnerführer sind entweder hervorragende Männer oder nicht. Sind sie es, so ist kein Verlaß auf sie, weil sie stets nach eigener Größe trachten, indem sie entweder dich, ihren Kriegsherrn, oder andre gegen deinen Willen unterdrücken. Ist aber der Feldhauptmann untüchtig, so bereitet er seinem Kriegsherrn meist den Untergang. Wer aber entgegnet, daß, wer die Waffen in der Hand hat, stets derart handeln werde, er sei Mietling oder nicht, so erwidere ich, daß die kriegführende Macht entweder ein Fürst oder ein Freistaat ist. Der Fürst muß selbst in den Krieg ziehen und sein eigener Feldherr sein; die Republik aber muß einen ihrer Bürger hinschicken; und wenn er sich nicht tauglich erweist, so muß sie ihn wechseln, ist er aber tüchtig, so muß sie ihn durch die Gesetze in Schranken halten.

Die Erfahrung zeigt, daß Fürsten wie Republiken nur mit eignen Truppen Fortschritte machen, die Söldnerheere aber nur Schaden anrichten. Auch wird eine Republik, die sich mit eignen Waffen verteidigt, weit schwerer von einem ihrer Bürger unterjocht, als eine, die sich mit fremden Söldnern verteidigt. Rom und Sparta sind viele Jahrhunderte lang bewaffnet und frei gewesen. Die Schweizer sind sehr kriegerisch und frei. Von den Mietstruppen des Altertums gibt Karthago ein Beispiel, welches nach dem ersten Punischen Kriege von seinen eignen Söldnern bedrängt wurde, obwohl deren Führer karthagische Bürger waren. Nach dem Tode des Epaminondas ward Philipp von Mazedonien von den Thebanern zum Feldherrn ihres Heeres gemacht, und nach dem Siege raubte er ihnen die Freiheit. Nach dem Tode des Herzogs Filippo Visconti nahmen die Mailänder den Francesco Sforza in Solddienste gegen Venedig. Sobald dieser die Feinde bei Caravaggio geschlagen hatte, verband er sich mit ihnen gegen seine Kriegsherren, die Mailänder.

Sein Vater Sforza, der im Solde der Königin Johanna von Neapel stand, ließ diese auf einmal völlig im Stich, so daß sie sich, um ihr Reich nicht zu verlieren, dem König von Aragonien in die Arme werfen mußte. Und wenn Venedig und Florenz ihre Macht in der Folge durch Mietstruppen erweitert haben und deren Anführer sich doch nicht zu Fürsten aufgeschwungen, vielmehr ihre Kriegsherren verteidigt haben, so ist zu erwidern, daß Florenz dabei viel Glück gehabt hat, dieweil von den tüchtigen Feldherren, die es zu fürchten hatte, einige gesiegt, andere Widerstand gefunden und wieder andere ihren Ehrgeiz auf andere Ziele gerichtet haben. So hatte Giovanni Aguto keinen Sieg davongetragen, und ohne einen Sieg konnte man nicht wissen, ob er die Treue halten würde. Jeder muß aber zugeben, daß, wenn er gesiegt hätte, Florenz ganz in seiner Hand gewesen wäre. Sforza hatte beständig den Braccio und die Seinen gegen sich, und einer hielt den anderen im Schach. Francesco richtete seinen Ehrgeiz auf die Lombardei, Braccio auf den Kirchenstaat und Neapel. Gehen wir jedoch zu den Ereignissen der neuesten Zeit über. Die Florentiner machten den Paolo Vitelli zu ihrem Anführer, einen Mann von großer Klugheit, der sich als Privatmann großen Ruf erworben hatte.

Gelang es ihm, Pisa zu erobern, so ist nicht zu leugnen, daß die Florentiner ganz in seiner Hand gewesen wären; denn wäre er zum Feinde übergegangen, so waren sie verloren; blieb er aber bei ihnen, so mußten sie ihm ge-

horchen. Betrachtet man die Erfolge der Venezianer, so sieht man, daß sie sicher und ruhmreich vorgingen, solange sie den Krieg aus eigener Kraft führten, d. h. bevor sie ihre Unternehmungen auf dem Festland anfangen, denn bis dahin kämpften sie mit ihrem Adel und ihrem Volksheere tapfer; sobald sie aber auf dem Festlande Krieg zu führen begannen, verloren sie diese Tapferkeit und machten es wie die übrigen Italiener. Im Anfang ihrer Eroberungen auf dem Festlande hatten sie von ihren Heerführern nicht viel zu besorgen, denn ihr Gebiet war dort noch nicht groß, wohl aber ihr Ansehen; mit dem Zuwachs ihres Gebiets aber, das sie dem Carmagnola verdankten, erkannten sie ihre Gefahr.

Sie sahen, wie tapfer er war, und nachdem sie unter seiner Führung den Herzog von Mailand geschlagen hatten und merkten, daß sein Eifer erkaltete, glaubten sie von ihm keine Siege mehr erwarten zu können. Da sie ihn aber nicht entlassen wollten noch konnten, um ihre Eroberung nicht zu verlieren, so waren sie, um vor ihm sicher zu sein, genötigt, ihn umbringen zu lassen. Sie haben hiernach den Bartolomeo von Bergamo, Roberto von San Severino, den Grafen von Pitigliano und andere zu Heerführern gehabt, bei denen sie nur für ihre Niederlagen und nicht für ihre Siege zu fürchten hatten, so wie es denn auch bei Vailà geschah, wo sie in einer Schlacht verloren, was sie in achthundert Jahren mühevoll erobert hatten; denn das Söldnerwesen bringt langsame, späte und geringfügige Fortschritte, aber plötzliche und erstaunliche Verluste mit sich.

Da ich mit diesen Beispielen auf Italien gekommen bin, wo seit vielen Jahren alles durch Soldtruppen entschieden wird, so will ich noch weiter zurückgreifen und deren Ursprung und Entwicklung aufzeigen, damit man dem Übel besser abhelfen könne. Man muß sich gegenwärtig halten, daß Italien in neuerer Zeit zu mehreren Staaten zerfiel, als die Kaisermacht sank und das weltliche Ansehen des Papstes stieg. Mehrere große Städte griffen zu den Waffen gegen ihre Adelsgeschlechter, die zuerst durch Begünstigung des Kaisers über sie herrschten; auch die Kirche begünstigte sie, um sich weltliches Ansehen zu verschaffen. In manchen anderen Städten gelangten Bürger zur Fürstenmacht. So geriet Italien gleichsam in die Macht des Papstes und einiger Republiken; aber Priester wie Bürger waren der Waffen entwöhnt und begannen fremde Söldner zu mieten. Der erste, der dieses Handwerk zu Ehren brachte, war Alberigo da Conio, ein Romagnole. Aus seiner Schule gingen unter anderen Braccio und Sforza hervor, die zu ihren Zeiten die Geschicke Italiens entschieden.

Auf sie folgten alle die andern Condottieri, die bis zu unseren Zeiten die Heere befehligten, und das Ende ihrer Heldentaten war, daß Italien von Karl VIII. überrannt ¹, von Ludwig XII. ausgeplündert, von Ferdinand von Aragonien vergewaltigt und von den Schweizern gemißhandelt wurde. Die Methode, die sie einschlugen, war die, daß sie das Fußvolk um seinen Ruf brachten, um selbst einen Ruf zu erlangen. Dies geschah, weil sie ohne eignen Staat und auf eigne Betriebsamkeit angewiesen, durch geringes Fußvolk kein Ansehen erlangen, große Massen aber nicht ernähren konnten. Deshalb beschränkten sie sich auf die Reiterei, durch die sie bei mäßiger Zahl Unterhalt

1 1494, s. Übersicht

und Ehre gewannen; und es war so weit gekommen, daß in einem Heere von zwanzigtausend Mann keine zweitausend Fußtruppen [Artilleristen] waren. Überdies boten sie alles auf, um sich und ihren Soldaten Anstrengungen und Gefahren zu ersparen, indem sie sich im Handgemenge nicht töteten, sondern einander gefangen nahmen und die Gefangenen ohne Lösegeld freiließen. Nachts machten sie keine Angriffe auf feste Plätze noch Ausfälle aus diesen; sie umgaben die Lager nicht mit Gräben und Pfählen und standen im Winter nicht im Felde. Das alles war in ihrer Kriegsordnung erlaubt und hatte, wie gesagt, den Zweck, Mühen und Gefahren auszuweichen. Und derart haben sie Italien in Knechtschaft und Schande gebracht.

13. KAPITEL

Von den Hilfstruppen, Volksheeren und gemischten Truppen

Die Hilfstruppen sind die andre Art unnützer Kriegsmacht, nämlich, wenn du einen Machthaber anrufst, dich mit seinen Waffen zu unterstützen und zu verteidigen, wie es neulich Papst Julius tat, welcher nach der traurigen Probe mit Mietstruppen bei der Unternehmung auf Ferrara seine Zuflucht zu Hilfstruppen nahm und mit König Ferdinand von Spanien vereinbarte, daß er ihm mit seinem Heere zu Hilfe käme. Solche Heere können für den eigenen Herrn gut und nützlich sein; für den aber, der sie herbeiruft, sind sie stets gefährlich; denn werden sie geschlagen, so bist du vernichtet, siegen sie aber, so bist du selbst ihr Gefangener. Die antike Geschichte ist voll von solchen Beispielen, ich will jedoch bei dem frischen Beispiel von Julius II. verweilen, dessen Entschluß nicht verkehrter sein konnte, da er sich, um Ferrara zu erlangen, einem Fremden in die Arme warf. Zu seinem Glück kam freilich ein Umstand hinzu, der ihm die Folgen dieses falschen Entschlusses ersparte. Denn als seine Hilfstruppen bei Ravenna geschlagen waren und die Schweizer aufstanden, welche die Sieger gegen alle Erwartung des Papstes und der anderen vertrieben, so fiel er weder in die Gewalt seiner Feinde, die geschlagen waren, noch in die seiner Hilfstruppen, da er durch andre Waffen als durch die ihren gesiegt hatte.

Die Florentiner, die ganz ohne Heer waren, führten zehntausend Franzosen vor Pisa, um es zu erobern, und dieser Entschluß brachte sie in größere Gefahr als je zuvor. Der Kaiser von Konstantinopel schickte, um sich gegen seine Nachbarn zu wehren, zehntausend Türken nach Griechenland. Doch nach beendigtem Kriege wollten sie das Land nicht verlassen, und dies war der Anfang der Knechtschaft Griechenlands unter den Ungläubigen ¹. Wer also auf keinen Fall siegen will, der bediene sich solcher Truppen, denn sie sind viel gefährlicher als Mietstruppen. Mit ihnen ist der Untergang besiegelt, denn sie sind unter sich einig und stets im Gehorsam eines andern, wogegen

1 Das können wir leider bestätigen. Wo Mohammedaner Fuß gefaßt haben, gehen sie nicht wieder freiwillig nach Hause. Heute erobern sie Europa unter der Tarnbezeichnung »Flüchtlinge«.

Soldtruppen, auch wenn sie gesiegt haben, noch Zeit und bessere Gelegenheit brauchen, um dir zu schaden: denn sie sind nicht ein Leib und eine Seele und du selbst hast sie ausgehoben und besoldet; ein Dritter aber, den du ihnen zum Anführer gibst, erlangt nicht gleich so viel Ansehen, um dir zu schaden. Kurz, bei Mietstruppen ist das Gefährlichste ihre Freiheit, bei Hilfstruppen ihre Tapferkeit.

Jeder kluge Fürst hat darum solche Truppen immer vermieden und sich der eignen bedient, und er hat lieber mit den eignen geschlagen werden, als mit jenen siegen wollen, in der Meinung, daß ein Sieg, der mit fremden Waffen errungen ist, kein wahrer Sieg ist. Ich trage nie Bedenken, den Cesare Borgia und seine Taten anzuführen. Dieser Herzog fiel in die Romagna ¹ mit französischen Hilfsvölkern ein und eroberte mit ihnen Imola und Forli. Da ihm aber solche Truppen nicht sicher dünkten, so wandte er sich zu Soldtruppen, die er für minder gefährlich hielt, und nahm die Orsini und Vitelli in Sold. Da er auch diese bei ihrer Verwendung unsicher, untreu und gefährlich befand, so löste er sie auf und wandte sich zu eignen Leuten. Der Unterschied zwischen beiden Arten von Kriegsvolk ist leicht einzusehen, wenn man vergleicht, wie der Herzog angesehen war, als er die Orsini und Vitelli hatte, und wieviel er gewann, als er mit eigener Mannschaft und auf eignen Füßen stand. Wirklich geachtet wurde er aber erst, als jedermann sah, daß er sein Heer völlig in der Hand hatte.

Ungern verlasse ich die italienischen Beispiele, die noch in frischer Erinnerung sind; doch ich möchte nicht an Hiero von Syrakus vorübergehen, den ich schon weiter oben erwähnte. Wie gesagt, hatten ihn die Syrakusaner zu ihrem Heerführer gemacht. Er sah sogleich ein, daß die Soldtruppen nichts taugten, da die Anführer wie unsre italienischen Condottieri waren. Und in der Meinung, daß er sie weder behalten noch entlassen dürfte, ließ er sie alle in Stücke hauen und führte hernach Krieg mit eigener Mannschaft und nicht mit Fremden. Schließlich möchte ich noch an eine Gestalt aus dem Alten Testament erinnern, die hier am Platze ist. Als David dem Saul anbot, er wolle die Herausforderung des Philisters Goliath zum Kampf annehmen, gab ihm Saul seine eigenen Waffen, um ihm Mut zu machen. Sobald sie David angelegt hatte, weigerte er sich und sagte, in dieser Rüstung könne er nicht fechten; er wolle den Feind mit seiner Schleuder und seinem Messer angreifen. Kurz, fremde Waffen fallen ab oder sie sind zu schwer oder sie erdrosseln dich. Karl VII., Ludwigs XI. Vater, der Frankreich durch sein Waffenglück und seine Tapferkeit von den Engländern befreit hatte, erkannte die Notwendigkeit eigener Waffen und errichtete in seinem Reiche die Gensdarmes ² und das Fußvolk. Sein Sohn, König Ludwig, entließ das Fußvolk und begann Schweizer in Sold zu nehmen. Dieser Fehler, dem noch andere folgten, stürzte, wie heute deutlich zu erkennen ist, dieses Reich in große Gefahren. Denn indem der König den Schweizern großen Ruf verlieh, machte er seine eigene Kriegsmacht

1 Eine Landkarte Italiens im 15. Jahrhundert steht auf Seite 39 bereit.

2 Gensdarmes - Der Name „Gendarmen“ (fr. *gens d'armes*) war ursprünglich die Bezeichnung für schwer gepanzerte und bewaffnete Ritter, die von König Karl VII. von Frankreich im Jahre 1442 als Truppe geschaffen wurden. (*gens* = Einheimische)

verächtlich, da er das Fußvolk völlig auflöste und seine Gensdarmes daran gewöhnte, mit den Schweizern zu fechten, so daß sie sich ohne diese keinen Sieg mehr zutrauten.

Daher kommt es, daß die Franzosen gegen Schweizer nicht Stich halten und ohne Schweizer gegen andre nichts ausrichten. Die französischen Heere sind also aus Mietstruppen und eignen gemischt; und das zusammen ist noch weit besser als bloße Soldheere oder bloße Hilfstruppen, jedoch viel schlechter als nur eigne. Das angeführte Beispiel möge genügen, denn das Königreich Frankreich wäre unüberwindlich, wenn Karls Einrichtung geblieben und erweitert worden wäre. Aber die Menschen fangen ohne viel Überlegung eine Sache an, die einen augenblicklichen Vorteil bietet und sie gegen ihre geheimen Schäden blind macht, wie ich es oben von der Schwindsucht gesagt habe. Immerhin ist ein Fürst, der das Übel erst dann erkennt, wenn es da ist, nicht wahrhaft weise, was ja nur wenigen gegeben ist. Wenn man dem Untergang des römischen Reiches nachspürt, so findet man, daß er mit den Soldaten der Goten anfang; denn von diesem Augenblick an verlor das römische Reich seine Stärke, und alle Kraft, die ihm genommen ward, ging auf jene über. Ich schliesse also, daß keine Herrschaft ohne eigne Waffen sicher steht, denn wer keine Kräfte hat, die ihn im Unglück schirmen, hängt ganz vom Glück ab. Es war stets die Meinung der Weisen, daß nichts so schwach und unbeständig sei, wie der Ruf einer Macht, die nicht auf eignen Füßen steht. Eigne Kriegsmacht aber besteht aus Untertanen oder Bürgern oder aus selbstgeschaffenen Heeren; alles übrige sind Hilfstruppen. Die Art, wie man eigne Truppen aufstellt, ist leicht zu finden, wenn man die von mir oben gegebene Anordnung befolgt und sich klar macht, wie Philipp von Mazedonien, der Vater Alexanders des Großen, und viele andre Fürsten und Republiken sich gerüstet und ihre Heere eingerichtet haben. Auf welche Einrichtungen ich mich in allen Stücken berufe.

14. KAPITEL

Worauf der Fürst im Kriegswesen zu sehen hat

Ein Fürst soll also keinen anderen Gegenstand des Nachsinnens haben und sich mit nichts andrem beschäftigen als mit der Kriegskunst, den militärischen Einrichtungen und der Kriegszucht; denn das ist die einzige Kunst, die man von dem, der befiehlt, erwartet. Sie vermag so viel, daß sie nicht allein geborene Fürsten auf dem Thron erhält, sondern auch manche Privatleute zur Herrscherwürde erhebt. Umgekehrt sieht man, daß Fürsten, die mehr an Vergnügungen, als an die Waffen gedacht haben, die Herrschaft verloren. Die Verachtung dieser Kunst ist die erste Ursache für den Verlust der Herrschaft; die Erfahrung in ihr ist das Mittel, sie zu erwerben: Francesco Sforza, ein Kriegsmann, ward Herzog von Mailand; seine Söhne, welche die Mühen und Gefahren des Krieges scheuten, sanken in den Privatstand zurück. Denn eines der Übel, welche das unkriegerische Wesen mit sich bringt, ist dies, daß es dich verächtlich macht, und das ist eine Schmach, vor welcher der Fürst sich hüten muß, wie weiterhin gezeigt werden soll. Denn zwischen

einem Bewaffneten und einem Unbewaffneten ist gar kein Verhältnis, und man kann nicht erwarten, daß der Bewaffnete dem Unbewaffneten willig gehorche und daß der Unbewaffnete sich unter bewaffneten Dienern sicher fühle.

Wenn bei dem einen Verachtung und bei dem anderen Argwohn herrscht, so können beide nicht gut zusammenwirken. Und darum ist ein Fürst, der sich auf das Kriegswesen nicht versteht, außer andrem auch deshalb übel daran, weil er, wie gesagt, von seinen Soldaten mißachtet wird und ihnen nicht trauen kann. Er darf daher das Kriegshandwerk nie außer acht lassen und er muß ihm im Frieden noch mehr obliegen als im Kriege, was auf zwei Arten geschehen kann: durch Taten und durch Nachdenken. Was die Taten betrifft, so muß er seine Truppen stets in Zucht und in Übung halten, seinen eignen Körper aber durch die Jagd gegen Unbilden abhärten, wobei er zugleich die Gestaltung seines Landes kennen lernt und sieht, wie die Berge sich erheben, die Täler verlaufen, die Ebenen sich dehnen, wie die Flüsse und Sümpfe beschaffen sind, und dies, alles genau beobachten. Solche Kenntnis hat zweierlei Nutzen; erstens lernt er sein Land besser kennen und wie es zu verteidigen sei, und zweitens vermag er durch die praktische Kenntnis dieser Gegenden leicht jede andere Gegend zu verstehen, auf die er sein Augenmerk richten muß, denn die Hügel, Täler und Ebenen, die Flüsse und Sümpfe, die z. B. in Toskana sind, haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen anderer Länder, so daß man durch Kenntnis der Gestaltung [Gestalt] eines Landes leicht zur Kenntnis der eines anderen gelangt. Einem Fürsten, dem diese Erfahrung abgeht, fehlt auch die erste Eigenschaft eines Feldherrn; denn hierdurch lernt man den Feind aufsuchen, Lagerplätze bestimmen, Heere führen, Schlachten anordnen und mit Vorteil Städte belagern. Philopömen, der Fürst der Achäer¹, wird von den Schriftstellern unter anderem auch dafür gelobt, daß er im Frieden stets an den Krieg dachte und wenn er mit Freunden auf dem Felde war, oftmals stehen blieb und mit ihnen überlegte, wer im Vorteil sein würde, wenn der Feind auf jenem Hügel stände und wir mit unserem Heere hier wären.

Wie man ihn mit Sicherheit angreifen könnte, indem man die Schlachtordnung beibehielte? Was geschehen müßte, wenn wir uns zurückziehen wollten? Wie wir ihn verfolgen müßten, wenn er zurückginge? Und im Weitergehen legte er ihnen alle Fälle vor, die bei einem Heere vorkommen können, hörte ihre Meinung an, sagte die seine und begründete sie, so daß durch diese fortwährenden Betrachtungen fast kein Zufall im Kriege eintreten konnte, für den er nicht Abhilfe gewußt hätte. Was aber die Übung des Geistes anlangt, so muß der Fürst die Geschichte studieren und die Handlungen ausgezeichneter Männer betrachten, wie sie sich im Kriege benommen haben, auch die Ursachen ihrer Siege und Niederlagen prüfen, um diese zu vermeiden und jene nachzuahmen, und vor allem das tun, was vor ihm so mancher treffliche Mann getan hat, der sich einen andren zum Vorbild setzte und wo jener gelobt und gerühmt werden, sich in Gebärden und Handlungen nach seinem Vorbilde richtete, so wie berichtet wird, daß Alexander der Große den Achill, Cäsar den Alexander, Scipio den Cyrus nachgeahmt habe. Wer Xenophons Le-

1 Altgriechischer Volksstamm

ben des Cyrus gelesen hat, erkennt alsdann im Leben des Scipio, wieviel Ruhm ihm diese Nachahmung gebracht und wie sehr Scipio sich in der Enthaltbarkeit, Leutseligkeit, Menschlichkeit und Freigebigkeit nach dem gerichtet hat, was Xenophon von Cyrus berichtet. Diese Regeln muß ein weiser Fürst beobachten und im Frieden nicht müßig gehen, sondern mit Fleiß einen Schatz sammeln, den er im Unglück gebrauchen kann, damit das Glück, wenn es sich wendet, ihn bereit finde, seinen Schlägen Trotz zu bieten.

15. KAPITEL

Wodurch die Menschen, insonderheit die Fürsten, Lob und Tadel erwerben

Es bleibt uns noch zu betrachten, auf welche Weise der Fürst sich gegen seine Untertanen und Freunde zu benehmen habe. Und da ich weiß, daß hierüber schon viel geschrieben worden ist, so fürchte ich, daß man es mir als Anmaßung anrechnen wird, wenn auch ich darüber schreibe, zumal ich in der Erörterung dieses Gegenstandes von den Ratschlägen der anderen abweiche. Da es aber meine Absicht ist, für den, der es versteht, etwas Nützliches zu schreiben, so schien es mir richtiger, die Wahrheit nachzuprüfen, wie sie wirklich ist, als den Hirngespinsten jener Leute zu folgen. Viele haben sich Republiken und Fürstentümer ausgedacht, die niemals gesehen worden, noch als wirklich bekannt gewesen sind. Denn die Art, wie man lebt, ist so verschieden von der Art, wie man leben sollte, daß, wer sich nach dieser richtet, statt nach jener, sich eher ins Verderben stürzt, als für seine Erhaltung sorgt; denn ein Mensch, der in allen Dingen nur das Gute tun will, muß unter so vielen, die das Schlechte tun, notwendig zugrunde gehen ¹.

Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, imstande sein, schlecht zu handeln, wenn die Notwendigkeit es erheischt. Übergehe ich also alles, was man den Fürsten angedichtet hat, und bleibe bei der Wahrheit, so sage ich, daß alle Menschen, von denen geredet wird, und besonders die Fürsten, die so viel höher stehen, mit gewissen Eigenschaften begabt werden, die Lob oder Tadel erwecken. Der eine gilt für freigebig, der andre für knauserig (um ein toskanisches Wort zu gebrauchen, denn geizig ist nach unserem Sprachgebrauch auch der, welcher sich zu bereichern trachtet, knauserig aber der, welcher von dem eigenen Besitz keinen Gebrauch macht). Der eine liebt zu geben, der andre zu rauben, der eine ist grausam, der andre mitleidig, der eine wortbrüchig, der andre treu, der eine weibisch und feig, der andre wild und mutig, der eine menschenfreundlich, der andre hochfahrend, der eine wollüstig, der andre keusch, der eine aufrichtig, der andre verschlagen, der

1 Wie wahr! Die uns hoffentlich nicht mehr lange regierende Frau Merkel (unsterblich durch die Erfindung der **Merkelpoller**) will doch nur das Beste (für kriminelle Ausländer, sogenannte »Flüchtlinge«), aber leider ist sie in In- und Ausland von Feinden umzingelt. Wer aber in der Geschichte nach dem Fall sucht, als Deutschland schon mal in Ost und West so viele Feinde hatte — schießt über das Ziel hinaus. Sie regiert (gesetzlos) nach ethischen Prinzipien, alle anderen haben nur im Sinn, »Schaden fernzuhalten«. Sie muß **zugrundegehen** — damit Deutschland wieder leben kann!

eine starrsinnig, der andre nachgiebig, der eine ernst, der andre leichtfertig, der eine fromm, der andre ungläubig usw.

Ich weiß wohl, daß ein jeder zugeben wird, wie löblich es wäre, wenn ein Fürst von all den obengenannten Eigenschaften nur die besitzt, welche für gut gelten; da aber die Art der Menschennatur es nicht verstattet, sie alle zu besitzen, noch sie ungeschmälert zu betätigen, so muß er klug genug sein, um den üblen Ruf derjenigen Laster zu meiden, durch welche er die Herrschaft verlieren könnte; vor denen aber, welche seine Herrschaft nicht gefährden, muß er sich nach Möglichkeit hüten; vermag er dies aber nicht, so kann er sich ohne viel Rücksicht darin gehen lassen. Auch kann er unbesorgt den üblen Ruf derjenigen Laster auf sich nehmen, ohne die er schwerlich seine Stellung behaupten kann, denn alles in allem genommen, findet man anscheinende Tugenden, bei deren Befolgung man untergeht, und scheinbare Laster, bei denen man Sicherheit und Wohlbefinden erlangt.

16. KAPITEL

Von der Freigebigkeit und Knauserei

Ich beginne mit der ersten der obengenannten Eigenschaften und sage, daß es gut sei, für freigebig zu gelten. Hingegen ist die Freigebigkeit, die du so ausübst, daß sie dir nicht angerechnet wird, schädlich. Denn wird sie auch in rechter Weise ausgeübt, aber nicht bekannt, so ersparst du dir nicht einmal den üblen Ruf des Gegenteils. Will man sich also den Ruf der Freigebigkeit unter den Menschen erhalten, so darf man keine Art von Aufwand sparen, und dabei vertut ein freigebiger Fürst alles, was er hat, in solchen Ausgaben, und wenn er sich den Ruf der Freigebigkeit erhalten will, so wird er schließlich genötigt, das Volk mit Auflagen zu bedrücken und alles Mögliche zu versuchen, um zu Gelde zu kommen. Das aber macht ihn bei seinen Untertanen auf die Dauer verhaßt, und gerät er in Armut, so wird er verachtet. Auf diese Weise hat seine Freigebigkeit viele gekränkt und wenigen genützt, und die erste Verlegenheit bringt ihn in Gefahr. Erkennt er dies und will es abstellen, so kommt er sofort in den Ruf der Knauserei. Ein kluger Fürst also, der die Tugend der Freigebigkeit nicht derart üben kann, daß sie bekannt wird, darf den Ruf der Knauserei nicht fürchten; denn mit der Zeit wird man ihn doch stets für freigebig halten, wenn man sieht, daß er bei seiner Sparsamkeit mit seinen Einkünften auskommt, daß er Kriege führen und etwas unternehmen kann, ohne das Volk zu belasten, so daß er schließlich freigebig gegen die große Masse erscheint, der er nichts nimmt, und knauserig nur gegen die wenigen, denen er nichts gibt.

Wir haben in unserer Zeit gesehen, daß nur die Großen ausgerichtet, die für knauserig galten, die andern aber gingen unter. Papst Julius II. hatte sich des Rufes der Freigebigkeit bedient, um zur Papstwürde zu gelangen; nachher dachte er nicht mehr daran, um sich auf den Krieg mit Frankreich vorzubereiten zu können; und er hat so viele Kriege geführt, ohne außergewöhnliche Auflagen zu machen: seine lange Sparsamkeit hatte für alle außergewöhnlichen Ausgaben Vorrat geschafft. Hätte der jetzige König von Spanien (Ferdi-

nand der Katholische) für freigebig gelten wollen, so hätte er nicht so vieles unternehmen und erfolgreich durchführen können. Ein Fürst also, der es nicht nötig hat, seine Untertanen auszuplündern, um sich zu verteidigen, der Armut und Verachtung nicht zu befürchten hat, noch habgierig zu werden braucht, hat den Ruf der Knauserei nicht zu fürchten, denn diese ist eine der Untugenden, die ihm seine Herrschaft erhalten. Und wenn jemand sagen sollte, daß Cäsar durch seine Freigebigkeit zur Herrschaft gelangt ist, und daß viele andere, die für freigebig galten und es waren, die höchsten Würden erreicht haben, so antworte ich: entweder bist du ein gemachter Fürst oder du bist auf dem Wege, es zu werden. Im ersten Falle ist deine Freigebigkeit schädlich, im zweiten ist es zwar nötig, für freigebig zu gelten, und derart war Cäsar, der nach der Herrschaft über Rom trachtete; hätte er sie aber erlangt, und weitergelebt, ohne diese Ausgaben einzuschränken, so hätte er seine Herrschaft zerstört. Und wenn jemand einwendet: es hat viele Fürsten gegeben, die mit ihren Heeren Großes vollbracht haben, und sie galten für freigebig, so erwidre ich: der Fürst vergeudet entweder sein Gut und das seiner Untertanen, oder fremdes. Im ersten Falle muß er sparsam sein, im zweiten muß er jede Art von Freigebigkeit üben.

Denn ein Fürst, der mit dem Heere auszieht, das von Raub, Beute und Kriegssteuern lebt und fremdes Gut an sich reißt, muß wohl freigebig sein, sonst fände er keine Soldaten, die ihm folgen. Mit dem, was nicht dein und deiner Untertanen Gut ist, kann man wohl freigebig schalten, wie Cyrus, Alexander und Cäsar es getan haben, denn fremdes Gut vergeuden, schadet deinem Ruf nicht, sondern mehrt ihn; aber die Verschwendung des eignen schadet dir. Nichts verzehrt sich selbst so, wie die Freigebigkeit; denn indem du sie übst, verlierst du die Kraft dazu und wirst arm und verachtet, oder, um der Armut zu entgehen, räuberisch und verhaßt. Und unter allem, wovor ein Fürst sich hüten muß, steht obenan: verachtet und gehaßt zu werden; die Freigebigkeit aber führt zu einem von beiden. Daher ist es weiser, im Rufe der Knauserei zu stehen, was zwar ein übler Ruf ist, aber keinen Haß erzeugt, als, um für freigebig zu gelten, dich in den Ruf der Räuberei zu bringen, welcher dich verhaßt macht.

17. KAPITEL

Von der Grausamkeit und der Milde, und ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu werden

Ich gehe zu den andern obengenannten Eigenschaften über und sage, daß jeder Fürst danach trachten solle, für mitleidig zu gelten, und nicht für grausam. Jedoch muß er darauf sehen, daß er diese Eigenschaft nicht mißbraucht. Cesare Borgia galt für grausam; trotzdem hat diese Grausamkeit Ordnung in die Romagna gebracht, sie geeinigt und in Frieden und Treue erhalten. Überlegt man es sich recht, so wird man einsehen, daß dies viel menschlicher war, als das Benehmen von Florenz, das, um nicht für grausam zu gelten, die Zerstörung von Pistoja zugab. Ein Fürst darf daher die Nachre-

de der Grausamkeit nicht scheuen, um seine Untertanen in Treue und Einigkeit zu erhalten; denn mit einigen Strafgerichten, die du verhängst, bist du menschlicher, als wenn du durch übertriebene Nachsicht Unordnungen einreißen läßt, die zu Mord und Raub führen. Diese treffen ein ganzes Gemeinwesen, wogegen die Strafgerichte, die der Fürst verhängt, nur dem Einzelnen schaden. Unter allen Fürsten kann der neue den Ruf der Grausamkeit am wenigsten meiden, weil neue Herrschaften voller Gefahren sind. Virgil läßt seine Dido zur Entschuldigung der Härte ihrer neuen Regierung folgendes sagen:

Res dura et regni novitas me talia cogunt

Moliri, et late fines custode tueri ¹.

Trotzdem muß er nicht leicht etwas glauben, noch sich zu etwas bewegen lassen oder sich von selbst fürchten, sonder mit Klugheit und Menschlichkeit maßvoll verfahren, damit ihn weder zu großes Vertrauen unvorsichtig noch zu großes Mißtrauen unerträglich mache. Hieraus entsteht eine Streitfrage, ob es besser sei, geliebt oder gefürchtet zu werden? Die Antwort lautet, man soll nach beidem trachten; da aber beides schwer zu vereinigen ist, so ist es weit sicherer, gefürchtet als geliebt zu werden, sobald nur eins von beiden möglich ist. Denn man kann von den Menschen insgemein sagen, daß sie, undankbar, wankelmütig, falsch, feig in Gefahren und gewinnsüchtig sind; solange du ihnen wohltust, sind sie dir ergeben und bieten dir, wie oben gesagt, Gut und Blut, ihr Leben und das ihrer Kinder an, solange die Gefahr fern ist; kommt sie aber näher, so empören sie sich. Der Fürst, der sich ganz auf ihre Worte verläßt und keine anderen Zurüstungen gemacht hat, geht zugrunde, denn die Freundschaften, die erkauft und nicht durch großen Sinn und Edelmuth erworben sind, verdient man wohl, aber man besitzt sie nicht und kann in der Not nicht auf sie rechnen. Die Menschen scheuen sich weniger, den zu beleidigen, der sich beliebt macht, als den, der sich gefürchtet macht; denn die Liebe hängt an einem Bande der Dankbarkeit, das, wie die Menschen leider sind, bei jeder Gelegenheit zerreißt, wo der Eigennutz im Spiel ist; die Furcht vor Strafe aber läßt niemals nach.

Nichtsdestoweniger muß der Fürst sich derart gefürchtet machen, daß er, wenn er auch keine Liebe erwirbt, doch auch nicht verhaßt wird; denn gefürchtet und nicht gehaßt zu werden, ist wohl vereinbar. Das kann geschehen, indem er Hab und Gut seiner Bürger und ihre Frauen unangetastet läßt. Und wenn es nötig ist, einem das Leben zu nehmen, so geschehe es nur, wenn die gerechte Ursache offenbar ist. Vor allem aber vergreife er sich nicht an der Habe seiner Untertanen, denn die Menschen verschmerzen leichter den Tod des Vaters, als den Verlust des Erbteils. Zudem fehlt es nie an Gründen, das Vermögen zu nehmen; und wer einmal angefangen hat, vom Raube zu leben, der findet stets neue Gründe, andere zu berauben; dagegen sind die Anlässe zum Blutvergießen seltener, und es fehlt leichter daran. Steht der Fürst aber im Feld und hat ein großes Heer unter sich, so darf er den Ruf der Grausamkeit nicht scheuen; denn ohne diesen läßt sich kein Heer beisammen, noch treu zur Fahne halten. Unter die erstaunlichsten Taten des Hannibal zählt man die, daß er ein gewaltiges Heer, das aus zahlreichen Völkern bestand,

¹ Solches läßt mich die Not und die Neue der Herrschaft gebieten
Und die Grenzen des Reichs mit starker Besatzung beschirmen. [NM]

zum Krieg in fremde Länder geführt hat, ohne daß je eine Uneinigkeit unter ihnen, noch ein Aufstand gegen den Führer erfolgte, so wenig im Glück wie im Unglück. Dies kam aber nur von seiner erbarmungslosen Härte, die ihm in Verbindung mit seinen vielen großen Eigenschaften stets die Verehrung und die Furcht seiner Soldaten sicherte; ohne diese hätten seine übrigen Tugenden zu solcher Wirkung nicht hingereicht.

Unbesonnene Schriftsteller bewundern einerseits seine Taten und verurteilen andererseits die Hauptursache derselben. Den Beweis aber dafür, daß jene andere Tugenden nicht hingereicht hätten, gibt das Beispiel des Scipio, der nicht nur zu seiner Zeit, sondern in der ganzen bekannten Geschichte einzig dasteht und dessen Heer in Spanien sich dennoch empörte. Der Grund dafür war kein anderer, als seine zu große Milde, da er den Soldaten mehr Freiheit gewährte, als mit der Kriegszucht vereinbar war. Fabius Maximus warf ihm das im Senate vor und schalt ihn einen Verderber des römischen Heerwesens. Als ein Legat Scipios die Lokrer vernichtet hatte, strafte er diesen nicht, und auch dies infolge seiner Nachsichtigkeit, so daß jemand im Senate ihn mit den Worten entschuldigte, es gäbe manchen, der es besser verstünde, selbst ohne Fehl zu sein, als die Fehler der anderen zu bestrafen. Diese Gemütsart hätte auf die Dauer den guten Ruf und den Ruhm des Scipio befleckt, wenn er als Herrscher in dieser Weise verfahren wäre. Da er jedoch unter der Regierung des Senats lebte, so trat dieser Fehler nicht nur nicht zutage, sondern er gereichte ihm zum Ruhme. Was also die Frage betrifft, ob ein Fürst sich beliebt oder gefürchtet machen soll, so komme ich zu diesem Schlusse: Da die Liebe der Menschen von ihrem Gutdünken, ihre Furcht aber vom Benehmen des Fürsten abhängt, so muß ein weiser Fürst sich auf das verlassen, was von ihm abhängt, und nicht auf das, was von den anderen abhängt, und nur darauf achten, daß er nicht gehaßt werde.

18. KAPITEL

Inwiefern die Fürsten ihr Wort halten sollen

Wie löblich es ist, wenn ein Fürst sein Wort hält und rechtschaffen und ohne List verfährt, weiß jeder. Trotzdem zeigt die Erfahrung unserer Tage, daß die Fürsten, die sich aus Treu und Glauben wenig gemacht und die Gemüter der Menschen mit List zu betören verstanden haben, Großes geleistet und schließlich diejenigen, welche redlich handelten, überwunden haben. Man muß wissen, daß es zwei Arten zu kämpfen gibt, die eine durch die Gesetze, die andere durch Gewalt; die erste ist die Sitte der Menschen, die andere die der Tiere. Da jedoch die erste oft nicht ausreicht, so muß man seine Zuflucht zur zweiten nehmen. Ein Fürst muß daher sowohl den Menschen wie die Bestie zu spielen wissen. Diese Lehre haben die Alten den Fürsten figürlich erteilt, indem sie erzählten, daß Achill und viele andere Fürsten des Altertums von dem Zentauren Chiron erzogen wurden und unter dessen Zucht aufwuchsen. Einen solchen Lehrer zu haben, der halb Tier, halb Mensch war, soll nichts anderes bedeuten, als daß der Fürst beide Naturen zu gebrauchen wissen soll und daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann.

Und weil denn ein Fürst imstande sein soll, die Bestie zu spielen, so muß er von dieser den Fuchs und den Löwen annehmen; denn der Löwe entgeht den Schlingen nicht, und der Fuchs kann den Wolf nicht bestehen. Er muß also ein Fuchs sein, um die Schlingen zu kennen, und ein Löwe, um die Wölfe zu schrecken. Die, welche nur den Löwen zum Vorbild nehmen, verstehen es nicht. Ein kluger Herrscher kann und soll daher sein Wort nicht halten, wenn ihm dies zum Schaden gereicht und die Gründe, aus denen er es gab, hinfällig geworden sind. Wären alle Menschen gut, so wäre dieser Rat nichts wert; da sie aber nicht viel taugen und ihr Wort gegen dich brechen, so brauchst du es ihnen auch nicht zu halten. Auch wird es einem Fürsten nie an guten Gründen fehlen, um seinen Wortbruch zu beschönigen. Hierfür könnte man zahllose moderne Beispiele anführen und nachweisen, wieviele Versprechungen und Verträge durch die Untreue der Fürsten vereitelt worden sind, und wie derjenige, der am besten den Fuchs zu spielen verstand, am weitesten gekommen ist. Freilich ist es nötig, daß man diese Natur geschickt zu verhehlen versteht und in der Verstellung und Falschheit ein Meister ist. Denn die Menschen sind so einfältig und gehorchen so sehr dem Eindruck des Augenblicks, daß der, welcher sie hintergeht, stets solche findet, die sich betrügen lassen ¹.

Ich will nur ein neueres Beispiel anführen. Alexander VI. tat nichts anderes als betrügen, sann auf nichts anderes und fand immer solche, die sich betrügen ließen. Nie besaß ein Mensch eine größere Fertigkeit, etwas zu beteuern und mit größeren Schwüren zu versichern, und es weniger zu halten. Trotzdem gelangen ihm alle seine Betrügereien nach Wunsch, weil er die Welt von dieser Seite gut kannte. Ein Fürst braucht also nicht alle oben genannten Tugenden zu besitzen, muß aber im Rufe davon stehen ². Ja, ich wage zu sagen, daß es sehr schädlich ist, sie zu besitzen und sie stets zu beobachten; aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig und ehrlich zu scheinen, ist nützlich. Man muß nur sein Gemüt so gebildet haben, daß man, wenn es nötig ist, auch das Gegenteil vermag. Und dies ist so zu verstehen, daß ein Fürst, insbesondere ein neuer Fürst, nicht all das beobachten kann, was bei anderen Menschen für gut gilt; denn oft muß er, um seine Stellung zu behaupten, gegen Treu und Glauben, gegen Barmherzigkeit, Menschlichkeit und Religion verstoßen. Daher muß er ein Gemüt besitzen, das sich nach den Winden und nach dem wechselnden Glück zu drehen vermag, und, wie gesagt, zwar nicht vom Guten lassen, wo dies möglich ist, aber auch das Böse tun, wenn es sein muß. Ein Fürst muß sich daher wohl hüten, je ein Wort auszusprechen, das

1 06.07.2018: Die Koalition der Wahlverlierer, GroKo genannt, macht reinen Tisch mit den **Asylbanditen**. Die werden gnadenlos in ihre Ankunftsländer zurückgeschickt. So kommt Ordnung in den Laden und Recht und Gesetz gelten wieder. Prima! Im Kleingedruckten steht nun, daß das aber nur funktioniert, wenn mit diesen Ländern Rücknahmeabkommen geschlossen wurden; leider sieht es aber gar nicht so aus, als ob Österreich, Italien und Griechenland bereit wären, tonnenweise diesen Müll zurückzunehmen. Ein schönes Beispiel dafür, was man den dummen Deutschen alles zumuten kann. Schlaft weiter!

2 Der Herr **Seehofer** beispielsweise, der schon vor 3 Jahren von der »Herrschaft des Unrechts« sprach und Verfassungsklage ankündigte. Jetzt ist er sogar Innenminister, aber die islamische Invasion geht unvermindert weiter. (41.000 sogenannter »Flüchtlinge« {»der Hölle Entronnene«} im 1. Halbjahr macht 228 Stück pro Tag). Andere Quell: 18.000 in den ersten 5 Monaten 2018 ergibt 120 St./d

nicht voll der obengenannten fünf Tugenden ist. Alles, was man von ihm sieht und hört, muß Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit atmen. Und nichts ist nötiger als der Schein dieser letzten Tugend; denn die Menschen urteilen insgesamt mehr nach den Augen, als nach dem Gefühl, denn sehen können alle, fühlen aber wenige.

Jeder sieht, was du scheinst, wenige fühlen, was du bist, und diese wagen es nicht, der Meinung der Menge zu widersprechen, welche die Majestät des Staates zum Schilde hat. Bei den Handlungen aller Menschen, insonderheit der Fürsten, welche keinen Richter über sich haben, blickt man immer nur auf ihr Ergebnis. Der Fürst sehe also nur darauf, wie er sich in seiner Würde behauptet; die Mittel werden stets für ehrbar befunden und von jedermann gelobt werden. Denn der Pöbel hält es stets mit dem Schein und dem Ausgang einer Sache; und die Welt ist voller Pöbel ¹. Die wenigen Klügeren aber kommen nur dann zur Geltung, wenn der große Haufe nicht weiß, woran er sich halten soll. Ein Fürst unserer Zeit, den ich lieber nicht nenne ², predigt nichts als Frieden und Treue und tut von beidem das Gegenteil. Hätte er aber beides befolgt, so hätte er mehr denn einmal Ruf und Thron verloren.

19. KAPITEL

Verachtung und Haß sind zu meiden

Nachdem ich auf die wichtigsten der oben erwähnten Eigenschaften eingegangen bin, will ich die anderen in den allgemeinen Grundsatz zusammenfassen, daß der Fürst, wie schon betont, alles vermeiden soll, was ihn verhaßt oder verachtet machen kann; und so oft er dies vermeidet, hat er das Seinige getan, und in keiner anderen üblen Nachrede liegt für ihn eine Gefahr. Verhaßt macht er sich, wie gesagt, vor allem durch die Habgier, wenn er das Vermögen und die Frauen seiner Untertanen antastet, deren er sich enthalten sollte. Denn solange man den Menschen Gut und Ehre nicht raubt, sind sie zufrieden, und man hat nur den Ehrgeiz Weniger zu bekämpfen, der sich auf mancherlei Art leicht im Zaum halten läßt. Verächtlich wird der, welcher für wankelmütig, leichtsinnig, weibisch, feig und unentschlossen gilt; davor muß ein Fürst sich also hüten wie vor einer Klippe und danach trachten, daß in seinen Handlungen Größe, Mut, Ernst und Stärke zutage trete. Mischt er sich in die Privatangelegenheiten seiner Untertanen ein, so muß er dafür sorgen, daß seine Urteile unwiderruflich sind, und sich in solchem Ansehen erhalten, daß niemand es wagt, ihn zu täuschen noch zu bestriicken. Ein Fürst, der in solchem Rufe steht, hat Ansehen genug; gegen ihn wird man schwerlich eine Verschwörung anzetteln, noch wird ihn jemand angreifen, wenn man weiß, daß er tüchtig ist und von den Seinen geehrt wird. Ein Fürst hat also nur zwei Dinge zu fürchten: eins im Innern von den Untertanen und das andere nach außen von den fremden Mächten. Gegen diese schirmt man sich

1 Man sieht es daran, daß diese Blockparteien, die gemeinsam mit ihrer »Flüchtlings«politik so viel Unglück über Deutschland bringen, immer noch beträchtliche Zustimmung finden.

2 Gemeint ist Ferdinand von Aragonien, der die Eroberung der Königreiche Neapel und Navarra nur seiner Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit verdankte. [NM]

durch gute Streitkräfte und gute Freunde; und wenn nach außen alles sicher ist, so wird auch im Innern Ordnung herrschen, wofern keine Verschwörung die Ruhe stört. Und selbst wenn das Ausland sich rührt, der Fürst aber alles so geordnet und sich so benommen hat, wie ich es sagte, so wird er, wenn er sich selbst treu bleibt, jedem Angriff standhalten, wie ich es an dem Beispiel des Spartaners Nabis gezeigt habe ¹. Von den Untertanen aber ist, wenn das Ausland sich ruhig verhält, nur zu befürchten, daß sie sich heimlich verschwören; und dagegen sichert sich der Fürst hinreichend, wenn er Haß und Verachtung vermeidet und das Volk zufriedenstellt. Dies aber muß er befolgen, wie oben ausgeführt wurde. Eines der wirksamsten Mittel gegen Verschwörungen, das ein Fürst hat, ist, allgemein Haß und Verachtung zu meiden; denn wer immer sich verschwört, glaubt, durch den Tod des Fürsten das Volk zufriedenzustellen. Weiß er hingegen, daß er das Volk dadurch beleidigt, so fehlt ihm der Mut, dergleichen zu unternehmen, denn die Schwierigkeiten einer Verschwörung sind zahllos.

Die Erfahrung zeigt, daß viele Verschwörungen gemacht, aber wenige geglückt sind; denn wer sich verschwört, kann nicht allein bleiben, und Gefahren findet er nur in denen, die er für unzufrieden hält. Sobald du aber einem Unzufriedenen deine Absichten enthüllst, so gibst du ihm eine Gelegenheit, sich einen großen Vorteil zu verschaffen. Denn da er auf der einen Seite einen sicheren Gewinn, auf der anderen aber nichts als Ungewißheit und Gefahr sieht, so muß er entweder ein geschworener Feind des Fürsten oder ein seltener Freund sein, um dir die Treue zu halten. Kurz, auf seiten der Verschwörer ist nichts als Furcht, Eifersucht und Angst vor Strafe, die ihren Mut lähmen; auf seiten des Fürsten aber ist die Majestät seines Standes, die Gesetze, der Beistand der Freunde und der Staat, die ihn schützen, so daß, wenn zu alledem noch die Liebe des Volkes hinzukommt, kein Mensch so verwegen sein kann, sich zu verschwören. Denn wenn ein Verschwörer gewöhnlich schon vor der Ausführung seines Anschlages Schlimmes zu fürchten hat, so hat er in diesem Falle auch nachher, wenn die Untat vollbracht ist, das Volk zu fürchten und deshalb auf keine Zuflucht zu rechnen.

Ich könnte zahllose Beispiele dafür anführen, will es aber bei einem bewenden lassen, das sich zur Gedenkzeit unserer Väter ereignet hat. Messer Hannibal Bentivoglio, Fürst von Bologna und Großvater des jetzigen Messer Hannibal, ward von der Partei der Canni, die sich gegen ihn verschworen hatten, umgebracht und hinterließ nichts als ein Kind in den Windeln, Messer Giovanni. Gleich nach dem Mord erhob sich das Volk und brachte die ganze Partei der Canni um. Das kam von der Gunst, in der das Haus Bentivoglio dermalen [damals] beim Volke von Bologna stand, welche so groß war, daß die Bologneser, da nach Hannibals Tode niemand übrig war, der den Staat regieren konnte, nach Florenz sandten, wo, wie man erfuhr, ein Sproß der Bentivoglio lebte, der bislang für den Sohn eines Schmiedes galt, um diesem die Regierung der Stadt zu übertragen, welche er auch übernahm, so lange bis Messer Giovanni das hinreichende Alter erreicht hatte. Ich schliesse also, daß ein Fürst sich vor Verschwörungen wenig zu fürchten braucht, solange das Volk ihm gewogen bleibt; ist es ihm aber feindlich gesinnt und haßt es ihn, so muß

¹ Seite 81

er alles und jedes fürchten. Wohlgeordnete Staaten und kluge Fürsten haben daher mit allem Fleiße danach getrachtet, die Großen nicht in Verzweiflung zu bringen und das Volk zufriedenzustellen, denn dies ist eine der wichtigsten Sorgen des Herrschers.

Unter den Wohlgeordneten und gut regierten Staaten unserer Zeit befindet sich Frankreich, wo zahllose gute Einrichtungen bestehen, von denen die Sicherheit und Freiheit des Fürsten abhängt. Die erste von ihnen ist das Parlament ¹ und sein Ansehen; denn der, welcher dieses Reich geordnet hat, kannte den Ehrgeiz der Großen und ihren Übermut, und er sah die Notwendigkeit ein, ihnen einen Zaum anzulegen. Andererseits kannte er den Haß des großen Haufens gegen die Großen, der auf der Furcht beruht, und um das Volk zu schützen, ohne die Sorge dafür dem König allein zu überlassen, vielmehr ihm die Last abzunehmen, die er mit den Großen gehabt hätte, wenn er das Volk begünstigte, und mit dem Volke, wenn er die Großen bevorzugte, so schuf er einen dritten Richter, der ohne Belastung des Königs die Großen züchtigte und die Kleinen begünstigte. Es gibt keine bessere und klügere Einrichtung für die Sicherheit des Staats wie des Königs. Hieraus läßt sich noch eine andere Lehre ziehen, daß die Fürsten alle harten Maßregeln durch andere ausführen lassen und Gnadensachen sich selbst vorbehalten sollen. Ferner schließe ich, daß ein Fürst den Großen mit Achtung begegnen soll, ohne sich jedoch beim Volke verhaßt zu machen. Es mag vielleicht manchem so scheinen, daß Leben und Tod vieler römischer Kaiser ein Gegenbeispiel für meine Ansicht seien, da doch mancher, der sich hervorragend benommen und eine große Gesinnung gezeigt hat, den Thron verloren oder durch Verschwörungen seiner Untertanen gar das Leben eingebüßt hat.

Um diesem Einwand zu begegnen, will ich den Charakter einiger römischer Kaiser durchgehen und die Gründe für ihren Sturz aufzeigen, welche dem, was ich angeführt habe, nicht widersprechen. Dabei werde ich gelegentlich auch ein Licht auf das fallen lassen, was dem Leser der römischen Kaisergeschichte auffällt, und zwar von dem Philosophenkaiser Mark Aurel bis zu Maximinus. Es waren dies folgende Kaiser: Mark Aurel, dessen Sohn Commodus, Pertinax, Julianus, Severus, dessen Sohn Antonius Caracalla, Macrinus, Heliogabal, Alexander und Maximinus. Zunächst ist zu bemerken, daß, während in anderen Reichen nur der Ehrgeiz der Großen und i der Übermut des Volkes zu bekämpfen ist, die römischen Kaiser noch eine dritte Schwierigkeit zu bestehen hatten, nämlich die Habsucht und Grausamkeit des Kriegsvolkes. Diesen Schwierigkeit war so groß, daß sie den Untergang mehrerer Kaiser herbeiführte, weil es sehr schwer ist, die Soldaten und zugleich das Volk zufriedenzustellen; denn das Volk liebt die friedlichen Herrscher und die Soldaten die kriegerischen, übermütigen, grausamen und raubgierigen. Diese Eigenschaften sollten die Kaiser nach Wunsch der Soldaten an den Völkern auslassen, damit sie selbst doppelten Sold erhielten und ihren Geiz und ihre Grausamkeit befriedigen konnten. Daher kam es, daß die Kaiser, die von Natur oder durch ihre Taten kein großes Ansehen besaßen, durch das sie Volk

1 Es ist zum Heulen, der Herr von Oppeln—Bronikowski hat wie alle anderen auch bloß keine Ahnung. Also zum hundertsten Male auf dieser Internetseite: In Frankreich gab es kein Parlament, es gab nur die Parlemeute, das waren die städtischen Gerichtshöfe. Amen.

und Heer im Zaum hätten halten können, stets zugrunde gingen. Die meisten von ihnen, besonders die, welche aus dem Privatstande auf den Thron gelangten, begnügten sich, sobald sie die Schwierigkeit dieses Zwiespalts erkannt hatten, mit der Zufriedenstellung der Soldaten und fragten wenig nach der Bedrückung des Volkes.

Das war notwendig; denn wenn die Fürsten nicht umhin können, den Haß eines Teils der Bevölkerung auf sich zu laden, so müssen sie zunächst darauf sehen, daß sie nicht von allen gehaßt werden; ist auch das unvermeidlich, so müssen sie mit aller Sorgfalt den Haß der Mächtigen meiden. Deshalb machten die Kaiser, die ihrer neuen Herrschaft wegen außerordentlicher Gunst bedurften, sich lieber die Soldaten als das Volk zum Freunde; einen Nutzen aber hatten sie nur insofern davon, als sie sich bei jenen in Ansehen zu erhalten wußten. Aus diesen Gründen fanden die, welche von friedlicher Gesinnung, rechtsliebend und der Grausamkeit abhold waren, nämlich Mark Aurel, Pertinax und Alexander, nur den ersten ausgenommen, ein schlimmes Ende, und allein Mark Aurel lebte und starb in hohen Ehren, weil er durch Erbrecht auf den Thron gelangt war und ihn weder den Soldaten noch dem Volke verdankte. Zudem besaß er so viele Tugenden, die ihn verehrungswürdig machten, wußte auch beide Stände, solange er lebte, in Schranken zu halten und machte sich nie verhaßt noch verächtlich. Pertinax hingegen wurde gegen den Willen der Soldaten gewählt; diese waren unter Commodus an zuchtloses Leben gewöhnt und fanden das geregelte Leben, zu dem Pertinax sie zwingen wollte, unerträglich. Dies erzeugte Haß, und zu diesem Haß trat die Geringschätzung wegen seines Alters, so daß er gleich zu Beginn seiner Regierung unterging. Hierbei ist zu bemerken, daß Haß sowohl durch gute wie durch schlechte Handlungen entstehen kann; und daher ist ein Fürst, wie bereits gesagt, oft genötigt, nicht gut zu handeln, wenn anders er sich behaupten will; denn wenn die Masse des Volkes oder des Heeres oder die Großen, auf die du dich zu stützen gedenkst, verderbt sind, so mußt du ihrer Gesinnung dich fügen und sie zufriedenstellen, und dann sind die guten Handlungen dir schädlich.

Kommen wir jedoch zu Alexander. Dieser war so wohlgesinnt, daß man ihn unter anderem auch deshalb lobte, weil er in den vierzehn Jahren seiner Herrschaft keinen Menschen ohne richterliches Urteil hatte hinrichten lassen. Nichtsdestoweniger fiel er in Geringschätzung, weil er für weibisch galt, und man sagte, daß er sich von seiner Mutter regieren ließe; die Soldaten verschworen sich gegen ihn und brachten ihn um. Betrachten wir nun die entgegengesetzten Charaktere des Commodus, Severus, Antonius Caracalla und Maximinus, so findet man sie höchst grausam und räuberisch. Um die Soldaten zu befriedigen, duldeten sie jede Art von Mißhandlung des Volkes. Trotzdem nahmen sie mit Ausnahme des Severus alle ein trauriges Ende. Severus aber war von solcher Tüchtigkeit, daß er seine Herrschaft glücklich behauptete, indem er die Soldaten zu Freunden behielt, obwohl er das Volk bedrückte [?]; denn seine großen Eigenschaften machten den Soldaten wie dem Volke solchen Eindruck, daß dieses in dumpfem Staunen und in Unterwürfigkeit verharrte, jene aber voller Verehrung und zufrieden waren. Und da das Benehmen dieses zur Herrschaft emporgelangen Kaisers groß [großes Beneh-

men?] war, so will ich kurz darauf hinweisen, wie gut er den Fuchs und den Wolf zu spielen verstand, welche beide Naturen ich den Fürsten als notwendiges Vorbild hingestellt habe. Da Severus die Feigheit des Kaisers Julianus erkannt hatte, überredete er das Heer, das er in Slavonien führte gegen Rom vorzurücken, um den Tod des von den Prätorianern ermordeten Pertinax zu rächen.

Unter diesem Vorwand marschierte er mit dem Heere auf Rom, ohne seine Absicht auf den Thron durchblicken zu lassen, und langte eher in Italien an, als man seinen Aufbruch erfuhr. In Rom eingerückt, ward er vom Senat aus Furcht zum Kaiser erwählt, und Julianus ward getötet. Jetzt hatte Severus nur noch zwei Hindernisse zu überwinden, um zur Alleinherrschaft zu gelangen: das eine in Asien, wo Niger, der Führer der asiatischen Legionen, sich hatte zum Kaiser ausrufen lassen, und das andre im Abendland, wo Albinus gleichfalls nach der Kaiserwürde strebte. Da er es für gefährlich hielt, beiden zugleich die Feindschaft anzusagen, so beschloß er, den Niger anzugreifen und den Albinus zu hintergehen. An diesen schrieb er, er sei vom Senate zum Kaiser erwählt, wolle aber diese Würde mit ihm teilen. Er gab ihm den Titel Cäsar und ließ ihn durch Senatsbeschluß zu seinem Mitregenten ernennen. Nachdem er aber den Niger besiegt hatte und dieser gefallen und der Orient beruhigt war, kehrte er nach Rom zurück und beschwerte sich im Senat über Albinus, der ihn, voller Undank gegen die ihm erzeugte Wohltat, verräterisch habe ermorden wollen und den er wegen dieser Undankbarkeit züchtigen müsse. Er griff ihn darauf in Frankreich an und raubte ihm Würde und Leben.

Wer das Benehmen dieses Mannes sorgfältig prüft, wird den wildesten Löwen und den schlauesten Fuchs in ihm gepaart sehen und erkennen, wie er von jedermann gefürchtet und geehrt und beim Heere nicht verhaßt war; und man wird sich nicht wundern, daß dieser neue Fürst ein so großes Reich zu beherrschen vermochte, da sein großer Ruf ihn stets vor dem Haß beschirmte, den das Volk wegen seiner Räubereien gegen ihn hätte hegen können. Auch sein Sohn Antoninus war hervorragend und besaß so große Eigenschaften, daß das Volk ihn bewunderte und die Soldaten ihn liebten, zumal er kriegerisch war, alle Beschwerden ertrug und leckere Speisen sowie alle Arten von Verweichlichung verachtete, was ihm die Liebe aller Heere erwarb. Nichtsdestoweniger war seine Grausamkeit und Wildheit so unerhört, daß er in zahllosen Bluttaten einen großen Teil der Bevölkerung von Rom und von Alexandria tötete. Er zog sich dadurch den Haß der ganzen Welt zu und begann auch von seiner Umgebung gefürchtet zu werden, so daß ein Centurio ihn mitten in seinem Heere umbrachte. Hierbei ist zu bemerken, daß die Fürsten einen derartigen Tod, den ein entschlossener und hartnäckiger Geist sich vornimmt, gar nicht vermeiden können, denn jeder, der sein eignes Leben aufs Spiel setzt, kann das vollbringen. Dennoch hat ein Fürst dergleichen weniger zu fürchten, denn es kommt höchst selten vor. Er muß sich nur hüten, einen aus seiner Umgebung, den er für die Regierungsgeschäfte benutzt, gröblich zu beleidigen, wie es Antoninus tat, der einen Bruder des Centurio schmähdlich hatte ermorden lassen und diesen selbst täglich bedrohte, ihm aber nichtsdestoweniger seine Leibwache anvertraute.

Das war tollkühn und mußte zu seinem Untergang führen, wie es auch geschehen ist. Wir kommen zu Commodus, dem es nicht schwer wurde, die Herrschaft zu behaupten, die er als Sohn des Mark Aurel ererbt hatte. Er brauchte nur in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, so hätte er das Volk und die Soldaten zufriedengestellt. Da er aber ein grausames und rohes Gemüt hatte, so begann er das Heer zu begünstigen und es ausarten zu lassen, um seine Raubgier am Volke zu befriedigen. Andererseits wahrte er seine Würde nicht, indem er oft in die Arena hinabstieg, um mit den Gladiatoren zu kämpfen, und andere gemeine und der Kaiserwürde wenig anstehende Dinge tat, wodurch er den Soldaten verächtlich ward. Und da er so von den einen gehaßt und von den andern verachtet ward, entstand eine Verschwörung gegen ihn, und er fiel. Es bleibt uns nur noch ein Blick auf den Charakter des Maximinus. Dieser war sehr kriegerisch, und da das Heer von der Weichlichkeit Alexanders angeekelt war, von der ich oben gesprochen habe, so erhob es ihn nach dessen Tode auf den Thron, den er jedoch nicht lange behauptete, da er sich durch zwei Dinge verhaßt und verächtlich machte. Das eine war seine niedrige Herkunft, da er in Thrazien das Vieh gehütet hatte (was allgemein bekannt war und ihn in den Augen eines jeden sehr herabsetzte), das andere war, daß er es im Anfange seiner Herrschaft verschob, nach Rom zu gehen und von der kaiserlichen Würde Besitz zu ergreifen, inzwischen aber durch seine Statthalter in Rom und an zahllosen Orten des Reiches viele Gewalttaten verüben ließ, die ihn in den Ruf der Grausamkeit brachten.

So war denn die ganze Welt voller Unwillen über die Niedrigkeit seiner Herkunft und andererseits voller Haß und Furcht wegen seiner Wildheit, und so empörte sich zuerst Afrika, dann schwor sich der Senat mit dem ganzen römischen Volke und schließlich ganz Italien gegen ihn. Hierzu kam, daß sein eignes Heer, welches bei der Belagerung von Aquileja nicht von der Stelle kam, seiner Grausamkeit überdrüssig ward und angesichts seiner vielen Feinde die Furcht vor ihm verlor und ihn umbrachte. Ich will weder von Heliogabal noch von Makrinus und Julianus reden, die so erbärmlich waren, daß sie sogleich zugrunde gingen. Ich komme also zum Schlusse dieses Exkurses und sage, daß die Fürsten unserer Zeit sich weniger in jener Notlage befinden, die Soldaten in ungewöhnlicher Art zu befriedigen. Wenn auf diese auch einige Rücksicht zu nehmen ist, so geht das doch leichter vonstatten, denn die heutigen Fürsten haben keine Heere beisammen, die mit der Regierung und Verwaltung der Provinzen so verwachsen wären, wie die des römischen Reiches. Wenn es damals also nötiger war, das Heer zu befriedigen als das Volk, weil jenes mächtiger war als dieses, so ist es heutzutage für alle Fürsten, den Türken und den Sultan von Ägypten ausgenommen, nötiger, die Völker zufriedenzustellen, als die Soldaten, weil das Volk heute mehr gilt als diese.

Den Türken nehme ich aus, weil dieser gegen 12.000 Mann zu Fuß und 15.000 Reiter um sich hat, auf denen die Sicherheit und Stärke seiner Herrschaft beruht, und die er ohne alle jede Rücksicht auf das Volk zu Freunden behalten muß. Ähnlich steht es mit dem ägyptischen Sultan, der ganz in den Händen der Soldaten ist und sich dies daher gleichfalls ohne Rücksicht auf das Volk warm halten muß. Dabei ist zu bemerken, daß die Stellung dieses Sultans von der aller anderen Fürsten abweicht und eine Ähnlichkeit nur mit

der des Papstes besitzt, welcher sich weder einen erblichen Fürsten noch einen neuen Fürsten nennen kann, da nicht die Söhne des alten Fürsten seine Erben und Nachfolger in der Herrschaft sind, sondern der Fürst von denen ernannt wird, welche die Macht dazu haben.

Da diese Ordnung der Dinge alt ist, so kann man seine Herrschaft nicht als eine neue bezeichnen, denn sie besitzt keine der Schwierigkeiten, die bei einem neuen Fürstentum entstehen. Wenn auch der Fürst neu ist, so ist die Staatsverfassung doch alt und so eingerichtet, als wäre er der erbliche Herrscher. Um aber auf unseren Gegenstand zurückzukommen, so wird jeder, der die obigen Ausführungen erwägt, einsehen, daß die Gründe für den Untergang der genannten Kaiser Haß und Verachtung gewesen sind. Er wird ferner verstehen, wie es kam, daß bei ganz entgegengesetztem Benehmen die einen ein glückliches, die anderen ein unglückliches Ende nahmen [er meint wahrscheinlich bei völlig gleichem Verhalten]. Dem Pertinax und Alexander half es nichts, vielmehr gereichte es ihnen zum Verderben, daß sie als neue Fürsten dem Mark Aurel nachahmen wollten, der ein erblicher Fürst war; und ebenso war es für Caracalla, Commodus und Maximinus verderblich, den Severus nachzuahmen, weil es ihnen an Tüchtigkeit fehlte, in seine Fußstapfen zu treten. Somit kann ein neuer Fürst dem Mark Aurel nicht nachahmen und braucht ebensowenig dem Severus zu folgen; wohl aber muß er von diesem das annehmen, was nötig ist, um seinen Staat zu begründen, und von Mark Aurel das, was nützlich und ruhmvoll ist, um einen bereits festbegründeten Staat zu erhalten.

20. KAPITEL

Ob Festungen und vieles andere, was Fürsten zu tun pflegen, nützlich oder schädlich sind?

Etlliche Fürsten haben ihre Untertanen entwaffnet, um ihre Herrschaft sicherzustellen; andere haben in den unterworfenen Städten den Partehader fortdauern lassen; wieder andere haben Feindschaften gegen sich selbst angestiftet; andere haben sich bemüht, die, welche ihnen zu Beginn ihrer Herrschaft verdächtig waren, zu gewinnen; einige haben Festungen erbaut, andere haben sie niedergerissen und zerstört. Obgleich über alle diese Dinge kein bestimmtes Urteil zu fällen ist, ohne auf die besonderen Verhältnisse der Staaten einzugehen, in denen eine derartige EntschlieÙung zu fassen ist, so will ich so ausführlich darüber reden, als der Gegenstand es erlaubt.

Es ist also nie vorgekommen, daß ein neuer Fürst seine Untertanen entwaffnet hat; vielmehr hat er sie stets bewaffnet ¹, wenn er sie ohne Waffen fand; denn wenn du sie bewaffnest, so sind die Waffen dein, Verdächtige werden treu, die Getreuen können sich behaupten und aus deinen Untertanen werden deine Anhänger. Da es aber nicht möglich ist, alle Untertanen zu be-

¹ Er meint, die Armee wird aus den Einwohnern, also »den schon länger hier Lebenden« gebildet.

waffen, so magst du die, welchen du Waffen gibst, auf irgendeine Weise belohnen: wegen der anderen kannst du dann ganz sicher sein. Die Verschiedenheit in der Behandlung verpflichtet dir die Ersteren; die anderen aber entschuldigen dich und sehen die Notwendigkeit ein, diejenigen, welche mehr Gefahr und Verpflichtungen übernehmen, auszuzeichnen. Entwaffnest du das Volk jedoch, so beleidigst du es und zeigst ihm von Anfang an dein Mißtrauen in seine Gesinnung oder Treue: beides aber erweckt Haß gegen dich. Und da du nicht ohne Kriegsmacht sein kannst, so mußt du zu Mietstruppen greifen, über deren Eigenschaften weiter oben gehandelt ist. Wären diese aber auch gut, so reichen sie doch nicht hin, um dich gegen mächtige Feinde und verdächtige Untertanen zu schützen. Darum haben neue Fürsten, wie gesagt, in ihren neuerworbenen Ländern stets Truppen aufgestellt. Die Geschichte ist voll von solchen Beispielen.

Wenn aber ein Fürst ein Land erwirbt, um es als neues Glied seinen alten Besitzungen anzufügen, dann muß er dieses Land entwaffnen, mit Ausnahme solcher, die sich bei der Eroberung für ihn erklärt haben. Und auch diese sind mit der Zeit und bei Gelegenheit schlaff und weichlich zu machen, und es ist so einzurichten, daß alle Waffen in diesen Staaten aus dem alten Staate seien und dir dort gedient haben. Unsere Vorfahren, und zwar die Weisesten unter ihnen, pflegten zu sagen, die Herrschaft über Pistoja müsse durch innere Parteiungen und die über Pisa durch Festungen behauptet werden; und darum unterhielten [erhielten] sie in mehreren ihnen unterworfenen Städten den inneren Zwist, um sie leichter zu regieren. Das mochte zu einer Zeit angebracht sein, wo Italien sich in einem gewissen Gleichgewicht befand; heutzutage jedoch scheint mir dieser Grundsatz nicht mehr ratsam, denn ich glaube, daß aus Zwistigkeiten nie etwas Gutes entsteht; vielmehr müssen innerlich entzweite Städte beim Anrücken des Feindes bald fallen, denn der schwächere Teil wird sich stets an den äußeren Feind hängen, und der andere kann sich nicht behaupten.

Aus den obengenannten Gründen, glaube ich, ließen die Venezianer die Parteien der Guelfen und Ghibellinen ¹ in den ihnen unterworfenen Städten bestehen, und wiewohl sie es nie zum Blutvergießen kommen ließen, so förderten sie doch diese inneren Zwistigkeiten, damit die Bürger durch sie beschäftigt würden und sich nicht auflehnten. Sie hatten sich dabei aber verrechnet, denn kaum hatten sie die Schlacht von Vailà ² verloren, so faßte eine der Parteien Mut und entriß ihnen den ganzen Staat. Ein solches Verfahren läßt stets auf die Schwäche des Fürsten schließen, denn eine kräftige Regierung wird solche Parteiungen nie dulden, weil sie nur im Frieden etwas nützen, indem sie die Behandlung der Untertanen erleichtern; kommt es aber zum Kriege, so zeigt es sich, wie trügerisch eine solche Ordnung der Dinge ist.

Ohne Zweifel macht die Überwindung von Schwierigkeiten und von Widerstand einen Fürsten groß; weshalb denn auch das Schicksal, besonders

1 Guelfen – Gegner der Hohenstaufenkaiser in Italien; Ghibellinen – Anhänger der Hohenstaufen.

2 Schlacht von Agnadello – auch Schlacht von Vailà genannt, 1509. Die Republik Venedig versuchte vergeblich, das Vordringen der Franzosen unter Ludwig XII. auf ihr Gebiet aufzuhalten.

wenn es einen neuen Fürsten groß machen will, der viel mehr als ein erblicher Fürst eines guten Rufes bedarf, ihm Feinde erweckt und diese zu Anschlägen gegen ihn veranlaßt, damit er sie überwinde und auf der Leiter, die ihm seine Feinde bereitet haben, noch höher steige. Daher sind manche der Ansicht, daß ein weiser Fürst, wenn die Gelegenheit sich bietet, einige Feindschaften gegen sich klüglich anfeuern müsse, um durch ihre Unterdrückung größer zu werden. Die Fürsten, besonders die neuen, haben mehr Treue und Vorteil bei denen gefunden, die zu Beginn ihrer Herrschaft verdächtig schienen, als bei denen, die anfangs ihre Vertrauten waren. Pandolfo Petrucci, der Fürst von Siena, herrschte mehr durch die, welche ihm verdächtig waren, als durch die anderen. Doch hierüber ist nicht viel zu reden, weil es ganz auf die Umstände ankommt. Ich will nur das eine sagen, daß die, welche einer Herrschaft anfangs feindlich waren, vom Fürsten allemal leicht gewonnen werden können, wofern sie nicht instande sind, sich ohne Unterstützung zu behaupten. Ja sie müssen ihm um so treuer dienen, je mehr sie die Notwendigkeit einsehen, etwas zu tun, um den ersten schlimmen Eindruck zu verwischen; und so hat der Fürst denn von ihnen stets größeren Nutzen, als von denen, welche ihm allzu sorglos dienen und dabei seine Sache vernachlässigen. Da der Gegenstand es verlangt, so will ich nicht unterlassen, die Fürsten, die einen Staat mit Hilfe eines Teiles der Einwohner erobert haben, daran zu erinnern, daß sie sich wohl überlegen, aus welchen Gründen jene ihre Partei ergriffen haben. Geschah dies nicht aus natürlicher Zuneigung, sondern nur aus Mißvergnügen mit dem früheren Zustand, so wird man sie bei aller Mühe schwerlich zu Freunden behalten, weil es unmöglich ist, sie zufriedenzustellen. Bei eingehender Prüfung aller Beispiele, welche die alte wie die neue Geschichte hierzu bietet, ergibt sich als Grund dafür, daß es weit leichter ist, die zu Freunden zu gewinnen, welche bei dem früheren Zustand zufrieden und deshalb dem neuen Herrn feind waren, als die, welche aus Unzufriedenheit seine Freunde wurden und ihm zur Eroberung des Landes verhalfen.

Es ist Gewohnheit der Fürsten, zur Sicherung ihres Landes Festungen zu erbauen, welche ihnen als Zaum und Zügel ihrer Widersacher und als sichere Zuflucht bei einem ersten Angriff dienen. Ich billige dies Verfahren, da es von alters her im Brauch ist. Trotzdem hat Messer Niccolò Vitelli zu unsrer Zeit zwei Festen in Città di Castello geschleift, um diese Stadt zu behaupten. Guidobaldo, Herzog von Urbino, zerstörte nach seiner Rückkehr in sein Land, aus dem ihn Cesare Borgia vertrieben hatte, alle Festungen in demselben und glaubte, es ohne diese nicht so leicht noch einmal verlieren zu können. Ebenso machten es die Bentivoglio nach ihrer Rückkehr in Bologna. Festungen sind also je nach der Lage der Dinge nützlich oder schädlich, und wenn sie dir auf der einen Seite helfen, so schaden sie dir auf der anderen. Hierüber läßt sich folgendes sagen: Ein Fürst, der sein eigenes Volk mehr fürchtet, als die Fremden, muß Festungen anlegen¹; wer sich aber mehr vor den Fremden als vor den Seinigen fürchtet, muß es unterlassen. Das Kastell von Mailand, das von Francesco Sforza erbaut ward, hat dem Hause Sforza mehr geschadet als irgend eine Unruhe in diesem Staate.

1 Weshalb das Bundeskanzleramt zur Festung ausgebaut wurde.

Die beste Festung ist die, seinem Volke nicht verhaßt zu sein; denn wenn dich das Volk haßt, so helfen dir auch Festungen nichts, weil es dem Volke, das zu den Waffen gegriffen hat, nie an Fremden fehlt, die ihm zu Hilfe kommen. In unseren Zeiten hat man keinen Fall gesehen, wo Festungen einem Fürsten etwas genützt hätten, es sei denn der Gräfin von Forli nach dem Tode ihres Gatten, des Grafen Girolamo, welche sich vor dem Angriff des Volkes zu retten vermochte, bis Hilfe aus Mailand kam und sie wieder eingesetzt ward; denn bei den damaligen Zeitverhältnissen konnte kein Fremder dem Volke zu Hilfe eilen. Später jedoch, als Cesare Borgia sie angriff und das Volk, das ihr feind war, sich mit Fremden verband, halfen ihr auch die Festungen nichts. Damals wäre sie sicherer gewesen, wenn sie vom Volke nicht gehaßt wurde, als wenn sie Festungen besaß. In Ansehung alles dessen lobe ich den, der Festungen anlegt, ebenso wie den, der keine anlegt, tadle aber jeden, der sich auf sie verläßt und den Haß des Volkes gering schätzt.

21. KAPITEL

Wie ein Fürst sich zu betragen hat, um Ruhm zu erwerben

Nichts erwirbt einem Fürsten so große Achtung als große Unternehmungen und seltene Taten. Gegenwärtig haben wir Ferdinand von Aragonien, den jetzigen König von Spanien. Man kann ihn einen neuen Fürsten nennen, weil er aus einem schwachen König durch Ruf und Ruhm zum ersten König der Christenheit geworden ist. Betrachtet man seine Taten, so findet man alle groß und einige außerordentlich. Zu Anfang seiner Regierung griff er Granada an; durch diese Unternehmung legte er den Grund zu seiner Größe. Anfangs führte er sie in aller Ruhe und ohne Sorge, darin gehindert zu werden; er beschäftigte damit die Gemüter der kastilianischen Großen, die über diesen Krieg den Wunsch nach Neuerungen vergaßen, und erwarb dadurch unvermerkt Ansehen und Macht über sie. Mit dem Gelde der Kirche und seines Volkes vermochte er das Heer zu unterhalten und legte in diesem langen Kriege den Grund zu seiner Kriegsmacht, die ihm in der Folge so große Ehre bereitete. Außerdem übte er, um Größeres unternehmen zu können, stets unter dem Vorwande der Religion eine fromme Grausamkeit aus, indem er die Mauren ¹ aus seinem Reiche vertrieb: ein Ereignis, wie es erstaunliche und seltener nicht sein konnte. Unter dem gleichen Vorwande, fiel er in Afrika ein, führte einen Feldzug in Italien und griff schließlich Frankreich an. Derart unternahm und plante er stets große Dinge, welche die Gemüter seiner Untertanen in Spannung und Bewunderung sowie in Erwartung ihres Ausgangs erhielten. Diese seine Handlungen entsprangen eine aus der anderen, so daß niemand Zeit fand, dazwischenzugreifen und etwas dagegen zu tun.

Auch ist es für einen Herrscher sehr vorteilhaft, in der inneren Verwaltung seltene Dinge zu tun, wie solches von Messer Bernabò von Mailand berichtet wird, z. B. wenn Gelegenheit entsteht, jemanden, der im bürgerlichen

¹ Araber und Neger islamischen Glaubens in Spanien

Leben etwas im guten wie im schlechten Außerordentliches vollbracht hat, derart zu belohnen oder zu bestrafen, daß viel davon geredet wird. Vor allem muß ein Fürst danach trachten, in jeder seiner Handlungen den Ruf eines großen und hervorragenden Mannes zu bewähren. Auch verschafft es einem Fürsten Ansehen, wenn er sich als echter Freund oder Feind erweist, d. h. wenn er ohne jede Rücksicht die Partei des einen oder des anderen nimmt, was stets nützlicher ist, als neutral zu bleiben. Denn wenn zwei mächtige Nachbarn von dir handgemein werden, so hast du von dem Sieger entweder etwas zu befürchten oder nicht. Hier wie dort wird es stets nützlicher für dich sein, Farbe zu bekennen und ehrlich Partei zu ergreifen; denn im ersten Falle wirst du, wenn du neutral bleibst, stets die Beute des Siegers, zur Genugtuung und Freude des Besiegten, und du findest nichts, was dich rettet, keinen, der dir Zuflucht bieten kann; denn der Sieger will keine verdächtigen Freunde, die ihm im Unglück nicht beistehen können, und der Besiegte bietet dir keine Zuflucht, da du sein Schicksal nicht mit bewaffneter Hand teilen wolltest.

Antiochus war auf Betreiben der Ätolier nach Griechenland gekommen, um die Römer zu vertreiben. Er schickte redengewandte Leute an die Achäer, welche Freunde der Römer waren, um sie zu bestimmen, neutral zu bleiben. Andererseits redeten die Römer ihm zu, die Waffen für sie zu ergreifen. Die Sache kam im Rate der Achäer zur Entscheidung, und der Botschafter des Antiochus mahnte sie zur Neutralität, worauf der römische Gesandte erwiderte: »Was Euch da als das Beste und Nützlichste für Euren Staat hingestellt wird, nämlich, Euch nicht in unseren Krieg einzumischen, ist das Gegenteil davon; denn nehmt Ihr nicht daran teil, so werdet Ihr, ohne Dank und ohne Ruhm zu ernten, eine Beute des Siegers werden.« Es wird immer so kommen, daß der, welcher es nicht gut mit dir meint, dich um Neutralität bitten wird; der aber, welcher dein Freund ist, wird dich bitten, ihn mit den Waffen zu schützen. Unschlüssige Fürsten schlagen zumeist diesen Weg der Neutralität ein, um der augenblicklichen Gefahr zu entgehen, und richten sich damit gewöhnlich zugrunde. Ergreift ein Fürst aber herzhaft Partei für einen der Gegner und dieser siegt, so ist er dir bei aller seiner Macht und obwohl du von ihm abhängig bleibst, Dank schuldig und wird dich lieben; denn die Menschen sind nicht so verräterisch und lohnen deinen Beistand nicht mit solchem Undank, daß sie dich unterdrücken werden. Zudem ist ein Sieg nie so vollständig, daß der Sieger nicht etliche Rücksichten zu nehmen hätte, insbesondere auf die Gerechtigkeit. Unterliegt aber der, dessen Partei du ergriffen hast, so bietet er dir doch Zuflucht und, solange er vermag, Beistand, und du teilst sein Schicksal, das sich vielleicht wieder wenden kann. Im zweiten Falle, wenn die Dinge so liegen, daß du vom Sieger nichts zu befürchten hast, ist es um so viel klüger, Partei zu nehmen, denn du trägst zum Untergang des einen bei, mit Hilfe des anderen, der ihn, wenn er klug wäre, retten müßte; und siegt er, so bleibt er von dir abhängig, und es ist schier unmöglich, daß er mit deinem Beistand nicht siegt.

Hier ist noch zu bemerken, daß ein Fürst sich stets hüten soll, sich mit einem Mächtigeren als er selbst zu verbinden, um andere zu bekriegen, sofern ihn die Not nicht dazu zwingt, wie oben gesagt worden. Denn siegt er, so

bist du in seiner Hand, und eben das muß ein Fürst tunlichst vermeiden. Die Venezianer verbanden sich mit Frankreich gegen den Herzog von Mailand, was wohl zu vermeiden war und ihnen zum Verderben gereichte. Ist es aber unvermeidlich, so wie es den Florentinern geschah, als der Papst und Spanien im Bunde in die Lombardei einfielen, dann freilich muß ein Fürst der Not gehorchen, wie oben begründet wurde. Kein Staat glaube jemals, mit Sicherheit auf etwas rechnen zu können, vielmehr rechne er auf die Unsicherheit aller Dinge, denn es geht auf Erden so zu, daß man nie einer Unbeguemlichkeit zu entgehen sucht, ohne in eine andere zu geraten. Die Klugheit aber besteht darin, ihre Größe richtig abzuschätzen und das geringere Übel als Vorteil zu betrachten.

Ferner soll ein Fürst die Tüchtigkeit lieben und die Trefflichen in jedem Fache ehren. Er soll seine Bürger anfeuern ihrem Berufe emsig obzuliegen, sowohl im Handel wie im Ackerbau und in allen anderen Gewerbszweigen, damit sie nicht ablassen, ihren Besitz zu mehren, [weder] aus Angst, daß er ihnen genommen werde, noch aus Furcht vor Steuern ihren Handel vernachlässigen. Vielmehr soll er jeden dazu ermuntern und alle belohnen, welche die Stadt oder den Staat auf irgendeine Weise bereichern wollen. Ferner muß er zu den gehörigen Zeiten im Jahre das Volk mit Festen und Schauspielen beschäftigen, und da jede Stadt in Zünfte oder Gewerke eingeteilt ist, so soll er diesen Zusammenkünften bisweilen beiwohnen, sich menschenfreundlich und freigebig erweisen, dabei aber seine Würde stets wahren, denn an dieser darf er es bei keiner Gelegenheit fehlen lassen.

22. KAPITEL

Von den Ministern

Die Wahl der Minister ist für einen Fürsten von nicht geringer Bedeutung; sie sind je nach seinem Scharfblick gut oder schlecht. Das erste Urteil, das man sich über einen Herrscher und über seinen Verstand bildet, beruht auf den Personen, die ihn umgeben. Sind sie tüchtig und treu, so wird er stets für weise gelten, weil er sie als tüchtig erkannt hat und sie sich treu zu erhalten wußte. Ist das nicht der Fall, so kann man über ihn kein gutes Urteil fällen, da er den ersten Mißgriff in ihrer Wahl getan hat. Wer je Messer Antonio von Venafro, den Minister des Pandolfo Petrucci, des Fürsten von Siena, gekannt hat, mußte den Pandolfo für einen sehr tüchtigen Mann halten, da er jenen zum Minister hatte. Denn es gibt drei Arten von Köpfen: die eine erkennt alles von selbst, die zweite nur, wenn es ihr von anderen gezeigt wird, die dritte sieht nichts ein, weder von selbst noch durch die Darlegungen anderer. Die erste ist hervorragend, die zweite ist gut, die dritte [zu] nichts nütze. Wenn Pandolfo nicht zur ersten Klasse gehörte, so doch zur zweiten; denn wer so viel Urteil besitzt, um das Gute und Schlechte, was andere tun und sagen, zu unterscheiden, der wird, wenn er auch selbst keinen erfinderischen Geist hat, die guten und schlechten Handlungen seiner Minister erkennen, die einen loben und die anderen tadeln; kein Minister kann hoffen, ihn zu hintergehen, und bleibt ehrlich.

Wie aber kann ein Fürst den Minister durchschauen? Der Prüfstein dafür ist dieser: Wenn du merkst, daß der Minister mehr an sich als an dich denkt und bei allem, was er tut, seinen eignen Vorteil betreibt, so wird er nie ein guter Minister werden, noch ist je Verlaß auf ihn. Denn wer die Regierungsgeschäfte in Händen hat, darf nie an sich, sondern muß stets an den Fürsten denken und ihm nie mit etwas anliegen, was nicht den Staat betrifft. Andererseits soll der Fürst, um ihn redlich zu erhalten, an den Minister denken, ihm Ehre und Reichtum zuwenden, ihn sich verbinden, damit er sehe, daß er ohne den Fürsten nicht bestehen kann. Er soll ihn so mit Ehren überhäufen, daß er nicht nach höheren trachtet, und ihn reich genug machen, daß er nicht noch mehr begehrt, ihm Ämter genug verleihen, daß er jede Umwälzung fürchten muß. Wenn also die Minister so beschaffen sind und die Fürsten ihre Minister so behandeln, können beide einander trauen, andernfalls nimmt es mit dem einen oder dem anderen stets ein schlechtes Ende.

23. KAPITEL

Wie Schmeichler zu fliehen sind

Nicht übergehen kann ich ein wichtiges Kapitel und einen Fehler, den die Fürsten nur schwer vermeiden, wenn sie nicht sehr gescheit sind oder kein Glück in ihrer Wahl haben. Es handelt sich um die Schmeichler, deren die Höfe voll sind; denn die Menschen sind so selbstgefällig und geben sich leicht der Selbsttäuschung hin, daß sie sich dieser Ansteckung nur schwer entziehen; und wer sich ihrer erwehren will, läuft leicht Gefahr, verachtet zu werden. Denn es gibt kein anderes Mittel, um sich gegen die Schmeichelei zu sichern, als die Menschen erkennen zu lassen, daß sie dir die Wahrheit sagen können, ohne dich zu verletzen; darf dir aber jeder die Wahrheit sagen, so hört die Ehrfurcht auf. Daher muß ein kluger Fürst einen dritten Weg einschlagen, indem er weise Männer beruft und ihnen allein verstatet, ihm die Wahrheit zu sagen, aber nur über die Dinge, nach denen er fragt, und nicht über andere. Er muß sie aber über alles befragen, ihre Meinung anhören und dann seine eignen Entschluß fassen. Mit diesen Ratgebern muß er es so halten, daß jeder von ihnen weiß, daß er ihm desto lieber ist, je freimütiger er spricht.

Außer diesen aber muß er niemandem sein Ohr leihen, auf Beschlossenes nicht zurückkommen und in seinen Entschlüssen fest bleiben. Wer es anders macht, den stürzen entweder die Schmeichler ins Verderben oder er wird wankelmütig infolge der Verschiedenheit der Meinungen, und das macht ihn verächtlich. Ich möchte ein Beispiel hierfür aus der neuesten Geschichte anführen. Pater Lukas, ein Vertrauter des jetzigen Kaisers Maximilian, sagte von diesem, er nähme von keinem Rat an und täte auch nichts nach seinem eignen Willen. Der Grund dafür ist, daß er das Gegenteil von dem oben Angeführten tut. Denn der Kaiser ist ein verschlossener Mann, eröffnet niemanden seine Absichten und fragt niemanden um Rat. Wenn er aber seine Pläne ins Werk setzt, so daß sie bekannt werden, so finden sie Widerspruch bei seiner Umgebung, und da er von nachgiebiger Gemütsart ist, so läßt er sich davon

abbringen. Daher kommt es, daß er das, was er an einem Tage beginnt, am nächsten Tage vernichtet, und daß man nie daraus klug wird, was er eigentlich vor hat, und sich auf seine Entschlüsse nie verlassen kann.

Ein Fürst muß sich also beständig beraten lassen, aber dann, wenn er will, und nicht, wenn andere es wollen; vielmehr muß er jedem den Mut nehmen, ihm ungefragt Rat zu erteilen; er aber muß reichlich fragen und alsdann über das Gefragte geduldig die Wahrheit anhören, ja wenn er merkt, daß jemand sie ihm aus irgendwelchen Gründen nicht sagt, ihm zürnen. Und wenn einige glauben, daß mancher Fürst, der für gescheit gilt, dies nicht seinem eigenen Kopfe, sondern den guten Ratschlägen seiner Umgebung verdankt, so irren sie ohne Zweifel; denn es ist eine allgemeine, untrügliche Regel, daß ein Fürst, der selbst nicht weise ist, auch nicht gut beraten wird, wofern er sich nicht zufällig auf einen einzigen, sehr gescheiten Mann verläßt, der ihn in allem regiert. In diesem Falle mag er zwar gut geleitet werden, es währt aber nicht lange, denn ein solcher Minister wird ihm bald die Herrschaft entreißen. Ein Fürst aber, dem es an Weisheit fehlt und der sich mit mehreren berät, wird nie übereinstimmende Ratschläge erhalten, noch es verstehen, sie in Einklang zu bringen. Jeder seiner Räte wird stets an seinen eignen Vorteil denken, und er wird es weder bemerken, noch sie davon abbringen. Andere aber wird er nie finden, denn die Menschen sind immer schlecht, wenn die Notwendigkeit sie nicht gut macht. Ich schließe also, daß gute Ratschläge, von wem sie auch kommen mögen, aus der Klugheit des Fürsten entspringen müssen, und nicht die Klugheit des Fürsten aus guten Ratschlägen.

24. KAPITEL

Warum die Fürsten Italiens ihre Herrschaft verloren haben

Wird alles Obengenannte weislich befolgt, so kommt ein neuer Fürst einem alten gleich und ist bald sicherer und fester im Besitz seiner Herrschaft, als wenn sie ihm angestammt wäre. Denn ein neuer Fürst wird in seinen Handlungen weit mehr beobachtet als ein erblicher; und erkennt man sie als hervorragend, so gewinnt er die Menschen weit mehr und macht sich bei ihnen beliebter als ein altes Geschlecht; denn den Menschen bedeutet die Gegenwart viel mehr als die Vergangenheit, und befinden sie sich in der Gegenwart wohl, so genießen sie sie und verlangen nichts anderes; ja sie nehmen in jeder Weise für den Fürsten Partei, wenn er im übrigen nur sich selbst treu bleibt. Derart erwirbt er doppelten Ruhm, indem er eine neue Herrschaft gründet, sie zu Ehren bringt und mit guten Gesetzen, guter Kriegsmacht, guten Freunden und gutem Beispiel versieht. Doppelte Schande aber trifft den, der, als Fürst geboren, seinen Staat durch Unverstand verliert. Betrachtet man die Fürsten Italiens, die in unserer Zeit ihre Staaten verloren haben, wie den König von Neapel, den Herzog von Mailand und andere, so findet man zuerst einen gemeinsamen Fehler betreffs ihrer Kriegsmacht, wie oben ausgeführt wurde.

Ferne sieht man, daß dieser oder jener von ihnen entweder das Volk zum Feinde gehabt hat, oder wenn er es zum Freunde hatte, sich der Großen nicht zu versichern verstand. Denn ohne solche Fehler geht kein Staat verloren, der Kraft genug besitzt, um ein Heer ins Feld zu stellen. Philipp von Mazedonien, nicht der Vater Alexanders des Großen, sondern der, welchen Titus Quinctius ¹ besiegte, hatte keinen großen Staat im Vergleich zur Größe der Römer und der Griechen, die ihn angriffen; trotzdem hielt er Jahre lang den Krieg gegen sie aus, weil er kriegerisch war, das Volk zu behandeln verstand und sich der Großen versicherte, und wenn er zuletzt auch diese oder jene Stadt verlor, so behielt er doch sein Reich. Unsere Fürsten hingegen, die eine lange besessene Herrschaft verloren haben, mögen nicht das Schicksal anklagen, sondern ihre eigene Feigheit; denn sie haben in ruhigen Zeiten nie daran gedacht, daß diese sich ändern können (der gewöhnliche Fehler der Menschen, bei gutem Wetter nicht an den Sturm zu denken), und dann, als schlimme Zeiten kamen, haben sie statt an Verteidigung an Flucht gedacht und sich eingebildet, die Völker würden sie aus Überdruß an der Frechheit der Sieger zurückrufen. Dies mag gut sein, wenn kein anderer Ausweg bleibt, aber sehr übel, wenn man andre Mittel und Wege dafür in Tausch gibt; denn kein Mensch wird fallen, in der Hoffnung, daß ihm ein anderer wieder aufhelfe. Denn dies geschieht entweder gar nicht, oder wenn es geschieht, so ist es sehr unsicher für dich, da es nicht von dir abhängt. Zudem ist es ein niedriges Mittel. Nur die Verteidigung ist gut, sicher und dauerhaft, welche von dir selbst und von deiner eigenen Tapferkeit abhängt.

25. KAPITEL

Welche Macht das Glück in den menschlichen Dingen hat, und wie man ihm widerstehen kann

Ich weiß wohl, daß viele der Meinung waren und noch sind, daß die irdischen Dinge derart vom Glück und von Gott regiert werden, daß die Menschen sie mit all ihrer Klugheit nicht ändern und nichts dagegen ausrichten können. Woraus sich ergäbe, daß es nicht verlohnte, sich auf der Welt anzustrengen sondern daß man sich in das Schicksal ergeben müsse. Dies Meinung fand viel Anhänger in unseren Zeiten, wegen der großen Umwälzungen, die man erlebt hat und noch täglich sieht und die alle menschlichen Vermutungen übersteigen. Weil aber die Freiheit unseres Willens nicht aufgehört hat, so halte ich es für wahr, daß das Glück die Hälfte unserer Handlungen bestimmt, die andere Hälfte jedoch, oder beinahe so viel, uns anheimfällt. Ich vergleiche das Glück mit einem reißende Flusse, der, wenn er anschwillt, die Ebenen überflutet, Bäume und Häuser umreißt, hier Erdreich fortspült und es dort anschwemmt. Jedermann flieht davor und gibt seinem Ungestüm nach, ohne irgendwo Widerstand zu leisten. Trotzdem ist es den Menschen nicht verwehrt, in ruhigen Zeiten Vorkehrungen zu treffen, durch Schutzwehren

¹ Titus Quinctius Flamininus - röm. Politiker und Feldherr, besiegte Philipp V. von Mazedonien, † - 174

und Dämme das Hochwasser in einen Kanal abzuleiten und zu verhindern, daß sein Ungestüm so heftig und so verderblich sei,

Ebenso geht es mit dem Glück, welches seine Macht zeigt, wo keine Zuströmungen getroffen sind, ihm zu widerstehen. Es wendet sich mit Ungestüm dorthin, wo es keine Schutzwehren und Dämme findet, die ihm Widerstand bieten. Betrachtet man nun Italien, welches die Stätte dieser Umwälzungen war und den Anstoß zu ihnen gab, so findet man eine Ebene ohne Dämme und Schutzwehren. Wäre es durch Kriegstüchtigkeit geschützt gewesen, wie Deutschland, Spanien und Frankreich, so hätte jene Hochflut nie so große Umwälzungen verursacht, oder sie wäre gar nicht eingetreten. So viel im allgemeinen vom Widerstand gegen das Schicksal.

Um aber ins einzelne zu gehen, so sage ich, daß man einen Fürsten heute im Wohlstand und morgen untergehen sieht, ohne daß er seine Natur oder seinen Charakter irgendwie geändert hätte. Das kommt nach meiner Meinung zunächst von den Ursachen, die ich weiter oben eingehend erörtert habe: nämlich, daß ein Fürst, der sich ganz auf das Glück verläßt, zugrunde geht, sobald dieses sich wendet. Ferner glaube ich, daß der Glück hat, dessen Handlungsweise dem Charakter der Zeit entspricht, während der Unglück hat, der mit seiner Zeit in Widerspruch steht. Denn man sieht die Menschen in dem, was sie sich vorgesetzt haben, sei es Ruhm oder Reichtum, auf verschiedene Arten zum Ziele streben, einer vorsichtig, der andere ungestüm, einer mit Gewalt, der andere mit List, einer mit Geduld, der andere mit dem Gegenteil; und jeder kann auf seine besondere Weise dazu gelangen. Ferner sieht man zwei Vorsichtige, von denen der eine zum Ziele kommt, der andere nicht. Ebenso gelingt es Zweien auf verschiedene Weise gleichermaßen, dem einen mit Vorsicht, dem anderen mit Ungestüm; und dies hängt lediglich davon ab, ob sie sich dem Charakter der Zeit anpassen oder nicht. Daher kommt es, wie gesagt, daß zwei verschieden Handelnde die gleiche Wirkung erzielen, und daß von zwei gleich Handelnden der eine sein Ziel erreicht, der andere nicht.

Daher auch die Wechselfälle des Glücks; denn wenn einer sich mit Vorsicht und Geduld benimmt und die Zeitumstände derart sind, daß sein Benehmen gut ist, so gelingt ihm sein Vorhaben; ändern sich aber die Verhältnisse, so geht er zugrunde, weil er sein Benehmen [Verhalten] nicht ändert. Nun aber ist ein Mensch selten so klug, daß er sich diesem Wandel anzupassen versteht, teils, weil er den Weg nicht verlassen kann, den seine natürliche Anlage ihm weist, teils weil jemand, der auf einem eingeschlagenen Wege stets Glück hat, sich nicht überzeugen kann, daß es gut wäre, ihn zu verlassen. Und so kommt es, daß ein vorsichtiger Mann, wenn die Zeit zur Entscheidung gekommen ist, nicht zu handeln wagt und zugrunde geht. Hätte er aber seine Natur mit den Zeitumständen geändert, so hätte das Schicksal sich nicht geändert.

Papst Julius II. ging in allen Dingen mit Ungestüm zu Werke und fand die Zeitumstände mit dieser Handlungsweise so im Einklang, daß er stets Glück hatte. Man denke nur an seine erste Unternehmung gegen Bologna, als Giovanni Bentivoglio noch lebte. Den Venezianern war dies mißliebig; die Könige von Spanien und Frankreich planten die gleiche Unternehmung. Nichts-

destoweniger unternahm Julius diesen Angriff persönlich mit seinem wilden Ungestüm; sein Auftreten hielt Venedig und Spanien zurück, jenes aus Furcht, dieses durch die Begierde, das ganze Königreich Neapel zu erobern. Andererseits gewann er den König von Frankreich für sich; denn nachdem dieser gesehen, daß der Papst Ernst machte und ihn auf seiner Seite wünschte, um die Venezianer zu demütigen, so glaubte er ihn nicht offen beleidigen zu dürfen, indem er ihm die Hilfstruppen abschlug. Julius II. erreichte durch sein ungestümes Vorgehen also mehr, als irgendein anderer Papst mit aller menschlichen Klugheit ausgerichtet hätte. Denn hätte er mit dem Aufbruch von Rom gezaudert, bis alles fest bestimmt und geregelt war, wie ein anderer Papst es gemacht hätte, so wäre es ihm nie gelungen. Der König von Frankreich hätte dann tausend Entschuldigungen gefunden, und die anderen hätten ihm tausend Besorgnisse erregt.

Ich übergehe alle seine anderen Handlungen, welche alle dieser ähnlich waren und ihm alle gelangen. Die Kürze der Zeit ließ es nicht zu, daß er ein widriges Schicksal erfuhr. Wären aber Zeiten gekommen, wo er mit Vorsicht zu Werke gehen mußte, so wäre er zugrunde gegangen, weil er den Weg, den die Natur ihm wies, niemals verlassen hätte. Ich schließe also, da das Glück wechselt, die Menschen aber auf dem eingeschlagenen Wege verharren, daß sie nur so lange Glück haben, als Glück und Weg übereinstimmen, dagegen Unglück haben, sobald ein Mißklang entsteht. Das aber meine ich, daß es besser sei, ungestüm als vorsichtig zu sein, denn das Glück ist ein Weib, und wer es bezwingen will, muß es schlagen und stoßen; und man sieht, daß es sich leichter von diesen besiegen läßt, als von solchen, die kaltblütig zu Werke gehen. Darum ist es als Weib auch den Jünglingen gewogen, weil dies weniger bedächtig und gewalttätiger sind und ihm dreister befehlen.

26. KAPITEL

Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien

Erwägt man also alles bisher Erörterte und überlegt man mit mir, ob gegenwärtig in Italien die Zeitumstände einem neuen Fürsten günstig sind und ob ein kluger und tapferer Mann ihm eine Neugestaltung geben könnte, die ihm selbst und dem gesamten Volke zum Segen gereichte, so scheint mir jetzt so vieles zugunsten eines neuen Fürsten zusammenzukommen, daß ich nicht weiß, ob je eine günstigere Zeit dafür gewesen ist. Und wenn das Volk Israel, wie ich sagte, in der Knechtschaft Ägyptens schmachten mußte, um die großen Gaben des Moses zu erkennen, wenn die Perser von den Medern unterdrückt werden mußten, um die Größe des Cyrus zu einzusehen, wenn die Athener zerstreut leben mußten, um den Theseus berühmt zu machen, so mußte auch jetzt, damit die Tüchtigkeit eines italienischen Geistes bekannt wurde, Italien so tief sinken, wie es geschehen ist, so mußte es sklavischer werden als die Juden, knechtischer als die Perser, zerstreuter als die Athener, ohne Kopf, ohne Ordnung, geschlagen, ausgeplündert, zerrissen, verfolgt und jeder Art von Verderben preisgegeben.

Und wenn seither auch dieser oder jener aufgetreten ist, der von Gott gesandt schien, um Italien zu erlösen, so hat man doch gesehen, wie das Schicksal ihn auf der Höhe seiner Laufbahn verworfen hat, so daß Italien immer noch wie tot daliegt und auf den harret, der es von seinen Schlägen [wieder]herstellt, der den Räubereien und Plünderungen in der Lombardei, den Erpressungen und Auflagen in Toskana und im Königreich Neapel ein Ende macht und seine durch die Länge der Zeit tief eingefressenen Wunden heilt. Seht, wie es Gott anruft, er möge einen senden, der es von der Grausamkeit und dem Übermut der Barbaren erlöst! Seht, wie bereit und willig es ist, der Fahne zu folgen, wenn nur einer käme, der sie ergriffe. Es ist aber gegenwärtig keiner, auf den es hoffen könnte, als in eurem erlauchten Hause, welches durch seine Tüchtigkeit und sein Glück, von Gott und der Kirche begünstigt, an deren Spitze es jetzt steht, die Führung bei diesem Befreiungswerk ergreifen könnte. Das wird Euch nicht schwer fallen, wenn Ihr die Taten und das Leben der oben dargestellten Personen vor Augen behaltet. Und obwohl das seltsame und hervorragende Menschen waren, so waren sie doch Menschen und keiner von ihnen hatte so günstige Gelegenheit wie gegenwärtig; denn ihre Unternehmungen waren weder gerechter noch leichter als diese, noch war Gott mehr mit ihnen als mit Euch. Hier ist eine gerechte Sache, denn dieser Krieg ist gerecht und notwendig, und die Waffen sind heilig, wenn an nichts als auf sie zu hoffen ist. Hier ist alles bereit, und wo das der Fall ist, kann es nicht schwer fallen, wofern man nur dem Beispiel derer folgt, die ich als Muster aufgestellt habe.

Überdies hat Gott Zeichen und Wunder ohnegleichen gesandt; das Meer hat sich aufgetan, eine Wolke hat Euch den Weg gezeigt, aus dem Felsen ist Wasser geflossen, Manna ist vom Himmel geregnet, alles hat sich vereint zu Eurer Größe; das Übrige müßt Ihr selbst tun. Gott tut nicht alles, um uns nicht die Freiheit des Willens zu nehmen, noch den Teil des Ruhmes, der uns gebührt. Auch ist es nicht zu verwundern, daß keine der genannten Italiener das hat vollbringen können, was man von Eurem erlauchten Hause erhoffen kann, und daß trotz so vieler Umwälzungen Italiens und trotz so vieler Kriegsläufe die kriegerische Tugend erloschen scheint. Denn dies kommt daher, daß die alten militärischen Einrichtungen nichts taugten und daß keiner aufgetreten ist, der neue zu erfinden gewußt hätte. Nichts bringt einem zur Macht Aufstrebenden mehr Ehre als neue Gesetze ¹ und neue Einrichtungen, die er erfindet. Sind diese gut begründet und besitzen sie Größe, so tragen sie ihm Verehrung und Bewunderung ein, und es fehlt in Italien nicht an Stoff zu jeder Art von Neugestaltung. Groß ist die Kraft in den Gliedern, wenn sie nur nicht in den Köpfen gefehlt hätte. Man sehe nur, wie die Italiener in Zwei-

1 Neue Gesetze in **Deutschland** zur Unehre deren Erfinder. Nach Meinung der Größten Bundeskanzlerin aller Zeiten ist das Zusammenleben mit den parasitären Invasoren (Tarnbezeichnung »Flüchtlinge«) täglich neu auszuhandeln. Die Ansicht, diese seien unwillkommene Eindringlinge und hätten sich unseren Regeln und Gesetzen zu unterwerfen oder sich wieder zu verpissen, wird als veraltet verworfen. Deutschland ist für ALLE da! Manche dieser **Schmarotzer** haben für solche »Verhandlungen« stets ein Messer einstecken, und wenn sie damit einen Deutschen totstechen — was niemals böse gemeint ist —, können sie sogar bei Richterin Ulrike **Grave—Herkenrath** in Köln Freispruch bekommen. Ansonsten war die Sicherheit in Deutschland noch nie so hoch wie heute.

kämpfen und Einzelgefechten durch Kraft, Geschicklichkeit und Verstand sich hervortun.

In den Heeren aber ist davon nichts zu merken; und das kommt alles von der Schwäche der Führer; denn die, welche ihr Handwerk verstehen, wollen nicht gehorchen, und einer wähnt es so gut zu verstehen, wie der andere, weil bisher noch keiner durch Tüchtigkeit oder Glück so hervorragte, daß die andern sich gefügt hätten. So kommt es, daß seit langer Zeit und in den vielen Kriegen der letzten zwanzig Jahre kein Heer, das nur aus Italienern bestand, etwas geleistet hat. Das beweisen die Schlachten am Taro, bei Alessandria, Capua, Genua, Vailà, Bologna und Mestre. Will also Euer erlauchtes Haus das Beispiel jener Trefflichen nachahmen, die ihr Vaterland befreit haben, so kommt es vor allen Dingen darauf an, eine eigne Kriegsmacht zu schaffen, welche die Grundlage jeder Unternehmung bildet; denn es gibt keine treueren, echteren und besseren Soldaten. Wenn schon jeder Einzelne gut ist, so werden sie alle miteinander noch besser, sobald sie von ihrem eigenen Fürsten geführt werden und sich von ihm geehrt und gut behandelt sehen.

Es ist also nötig, solche Streitmacht zu schaffen, um sich mit italienischer Tapferkeit gegen die Fremden zu wehren. Und obgleich das schweizerische und spanische Fußvolk für furchtbar gelten, so haben doch beide ihre Fehler, die einer dritten Streitmacht nicht nur die Möglichkeit zum Widerstand geben, sondern auch die Hoffnung auf Sieg. Denn die Spanier halten der Reiterei nicht stand, und die Schweizer fürchten das Fußvolk, wenn sie auf solches stoßen, das ebenso hartnäckig ficht wie sie. So hat man es erlebt und wird es noch weiter erleben, daß die Spanier den Angriff der französischen Reiterei nicht aushalten und daß die Schweizer dem spanischen Fußvolk unterliegen. Vom letzteren haben wir zwar noch keine vollständige Erfahrung; jedoch hat man eine Probe davon in der Schlacht von Ravenna gesehen, wo das spanische Fußvolk mit deutschen Heerhaufen zusammentraf, welche dieselbe Schlachtordnung haben wie die Schweizer. Die Spanier in ihrer Körpergewandtheit und mit ihren kleinen Schilden drangen unter ihren Speissen durch in sie ein und waren dabei im Angriff gedeckt, ohne daß die Deutschen sich gegen sie wehren konnten; und wäre die Reiterei nicht über sie hergefallen, so waren sie alle verloren.

Man kann also, da die Mängel jener beider Fußvölker erkannt sind, ein drittes schaffen, das der Reiterei widersteht und anderes Fußvolk nicht zu fürchten braucht. Dieses wird nicht durch die Art der Waffen, sondern durch veränderte Schlachtordnung erreicht. Das sind die neuen Einrichtungen, die einem neuen Fürsten Ruhm und Größe verleihen. Man lasse also diese Gelegenheit nicht vorübergehen, auf daß Italien nach so langer Zeit seinen Retter erscheinen sehe. Ich finde keine Worte dafür, mit welcher Liebe er in all den Ländern aufgenommen würde, die unter fremder Bedrückung gelitten haben, mit welchem Rachedurst, welcher unwandelbaren Treue, welcher Ehrfurcht, welchen Tränen! Welche Tore würden sich ihm verschließen? Welches Volk würde ihm den Gehorsam versagen? Welcher Neid könnte sich gegen ihn regen? Welcher Italiener würde ihm die Ehrerbietung verweigern? Jeden ekelt die Herrschaft der Barbaren. So greife denn Euer erlauchtes Haus diese Aufgabe mit dem Mut und der Hoffnung, womit gerechte Unternehmungen be-

gonnen werden, damit das Vaterland unter seinen Fahnen geadelt werde und unter seiner Führung das Wort des Petrarca in Erfüllung gehe:

Tugend gegen wilde Wut
Rüstet sich zum Kampf von kurzen Stunden,
Denn der alte Mannesmut
Ist Italiens Söhnen nicht entschwunden.

Stichwortverzeichnis

	A	Julius.....	23f., 114
Alexander.....			K
Alfons.....		Kaiser.....	25
Ascanio.....		Karl.....	18, 20, 26f., 89
August.....		Karthago.....	69
	B		L
Bologna.....		Ludwig.....	19f., 22, 66
Borgia.....			M
	C	Mailand.....	25f.
Capua.....		Mark.....	100
Cäsar.....		Maximilian.....	25f.
Colonna.....		Medici.....	17ff., 25ff.
Commodus.....		Moses.....	71
Cyrus.....			N
	D	Neapel.....	11, 20
Deutschland.....			P
	E	Perugia.....	75
England.....		Philipp.....	64, 112
Ernst.....		Pius.....	23
	F		R
Fabius.....		Rimini.....	22, 65
Feldherr.....		Rom.....	86
Ferdinand.....		Romulus.....	70
Ferrara.....			S
Florenz.....		Savoyen.....	25
Frankreich.....		Scipio.....	91
Friedrich.....		Severus.....	100f.
Fürst.....		Sforza.....	86
	G	Siena.....	65
Genua.....		Spanien.....	20, 25f., 113
Ghibellinen.....			T
Griechenland.....		Theseus.....	70f.
	H	Toskana.....	75
Heliogabal.....			U
	I	Urbino.....	26
Italien.....			V
	J	Venedig.....	11, 14, 20f., 24, 27, 37
Jakob.....		Virgil.....	95
Julianus.....			